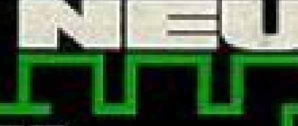

1,90 DM / Band 668
Schweiz Fr 1,90 / Österr. S 15,-



BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Silva auf dem Höllenthron

Frankreich F 8,50 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,40 / Spanien P 160



Silva auf dem Höllenthron

John Sinclair Nr. 668

von Jason Dark

erschienen am 23.04.1991

Titelbild von Kike

Sinclair Crew

Silva auf dem Höllenthron

Sie war schön, sie war heiß, sie war ehrgeizig!

Sie machte Millionen mit ihrem Gesicht und ihrem Körper. Sie glaubte weder an Gott noch an den Staat oder die Mafia. Letzteres sollte sich furchtbar rächen.

Doch von dem Zeitpunkt an glaubte sie an den Teufel!

Die Postmoderne der achtziger Jahre war out. Zurück kehrte die spielerische Lust am Gestalten.

Menschen dekorierten ihre Wohnungen, das Outfit sollte wieder schmücken und den tristen Alltag bereichern.

Man verzierte nicht nur die heimatliche Wohnwelt - in Paris, Mailand oder London glitzerte es wie in New York -, man ließ auch sich selbst nicht aus.

Gold in Form von Fäden und Pailletten schmückten die Kleidung. Die fließenden Stoffe sahen nicht nur wertvoll aus, sie waren auch teuer und kostbar. Orientalische Pracht hatte die Modeschöpfer zu diesen Kreationen angeregt, und ihre Vorschläge waren auf fruchtbaren Boden gefallen.

Diese Mode revolutionierte, sie drehte auch den Menschen in seiner Meinung um.

Plötzlich konnte sich die Frau wieder ganz als Frau fühlen und brauchte sich auch nicht zu schämen, wenn sie den aufwendigen Modeschmuck anlegte.

Es gab wieder eine Welt der Fülle und des Luxus, wenigstens für die Menschen, die es sich leisten konnten.

Silva gehörte dazu!

Die kühle Blonde auf der einen Seite, der heiße Vulkan auf der anderen. Die Mailänderin mit den blauen Augen und der wilden Mähne. Das Weib der Weiber, das Model an der Spitze.

Die einschlägigen Gazetten überschlugen sich, wenn sie über Silva schrieben, und die Zwanzigjährige konnte nicht behaupten, daß sie dem negativ gegenüberstand. Sie genoß es, wenn sie auf den Titelbildern zu sehen war, und sie genoß es noch mehr, wenn sie die dicken Honorare einstreichen konnte, denn sie gehörte zu den bestbezahltesten Models der Welt.

Silva entsprach dem neuen Typ. Sie war groß, nicht zu schlank, ihr stand die Kleidung der Modeschöpfer; bei ihr kam auch der Schmuck zur Geltung. Wenn sie beides trug, wirkte sie noch immer als Person.

Sie führte natürlich ein entsprechendes Leben. Die Zeit zwischen den Terminen war oftmals nur sehr knapp bemessen. Diese Zwischenstopps verbrachte sie dann in Hotels. Dauerte die Freizeit länger, konnte sie sich eine der Wohnungen aussuchen, die ihr zur Verfügung standen. Mailand, Paris, London und New York waren diese Stützpunkte.

Die größte Wohnung befand sich in London. Eingelagert in einen prächtigen Altbau, hatte sie das Glück gehabt, gleich mehrere Räume mieten zu können. Und dann, als der Besitzer drei Monate nach dem Einzug verstorben war, hatte sie die Wohnung kaufen können und war darüber überglücklich.

Die Wohnung besaß sogar einen verglasten Balkon, auf dem sie in

verschwenderischer Fülle die Blumen in den Vasen und Terracotta-Töpfen verteilte. Silva liebte nicht nur ihre Heimat Italien, sie mochte auch die Provence mit ihrem wunderschönen Licht, den unwahrscheinlichen Gerüchen, der samtenen Luft, und sie hatte versucht, etwas von diesem Landleben in ihre Wohnung zu zaubern.

Eine Mischung aus rustikal und elegant. Alles aufgearbeitet in einer verschwenderischen Fülle. Das fing bei den Tischdecken an, fand seine Fortsetzung in den Vorhängen und endete auch hier in den breiten Töpfen und Schalen, die gefüllt waren mit Obst und Gemüse. Im Winter als Dekoration, im Sommer echt.

In den traurigen Monaten waren nur die Apfelsinen nicht künstlich, aber Silva besaß einen Vorteil.

Es gab kaum Termine.

Im November und im Dezember hatte sie Ruhe, und diese Zeit wollte sie in London genießen.

Oft lag sie auf ihrem Lieblingsplatz, einem sehr breiten Sofa, das etwas aus der Zeit des Biedermeier an sich hatte, das aber aus der Provence stammte.

Eine sehr breite Sitz- und Liegefläche. Alles stand in Reichweite. Das Telefon, die wichtigsten Bücher, die Lampen mit den geblümten Schirmen und auf dem weichen Orange des Teppichs konnte sich das Licht so wunderbar verlaufen.

Sogar die Glotzkiste konnte sie einschalten, ohne aufstehen zu müssen. Das galt auch für die Hi-Fi-Anlage, die sich per Fernbedienung steuern ließ.

Eigentlich konnte Silva mit ihrem Leben zufrieden sein, und sie war es auch, obwohl, um den bürgerlichen Vorstellungen zu folgen, noch etwas fehlte, ein Mann, ein Partner.

In ihrem Job war das natürlich so eine Sache. Wenn sie gut im Geschäft war, konnte sie sich auf jeden verlassen. Da wurde sie von den Menschen hofiert, da hockte man um sie herum, da war sie die Frau, der die Männer zu Füßen lagen.

Aber was waren das für Typen?

Natürlich die Kreativen, mit denen man arbeiten und feiern konnte. Die aber oft genug neurotisch waren und ihre Depressionen bekamen. Da gab es kaum Unterschiede zwischen Männern und Frauen. Mochte die Branche noch so stark mit Glamour und Glitzer behaftet sein, in Wirklichkeit war das Geschäft knallhart.

Wenn es um die Kohle ging, nahm keiner Rücksicht auf den anderen. Nicht grundlos hörte sie oft genug die Warnungen ihres Agenten. Sie durfte nicht zunehmen, sie mußte unheimlich aufpassen, was sie aß und trank. Sie führte praktisch ein Leben nach Plan.

Das mochte sie überhaupt nicht, aber sie besaß eine eiserne Disziplin und widerstand dem Genuß von Süßigkeiten.

Einen festen Freund hatte sie nicht. Es gab da wohl einen Deutschen, mit dem sie hin und wieder ausging, wobei sich Silva nicht klar war, ob sich dieser Mensch mehr mit ihr schmücken wollte oder sie tatsächlich mochte.

Es gab Tage, da dachte sie oft darüber nach und fand sich und ihre Lage gar nicht mal so beneidenswert. In den Hotels hatte sie es sich zur Aufgabe gemacht, Bücher zu lesen.

Sehr oft saß sie im Zimmer und wälzte die dicken Schinken, die sich zumeist mit demselben Thema beschäftigten: Okkultismus und Magie. Hexenwerk und Teufelskunde. Alte Schriften, neu verlegt, geheimnisvolle Folianten, die man in gewissen Buchläden kaufen konnte.

Auch in der Wohnung hatte sie die Bücher verteilt. Sie standen aufgestapelt neben ihrem Bett, wo sie einen regelrechten Turm bildeten, den sie auch als Ablage für ihre Gläser waren, die zumeist mit Mineralwasser und Obstsäften gefüllt waren.

Silva ließ sich von dieser anderen Welt gefangennehmen und hatte es tatsächlich geschafft, einer Schwarzen Messe beizuwohnen. Das war in Paris gewesen, wo ein Guru lebte, der eine neue, angeblich erlösende Religion predigte, tatsächlich aber zu denjenigen Personen gehörte, die dem Teufel zugetan waren.

Erst hatte sie Furcht vor der Schwarzen Messe gehabt. Im nachhinein hatte sie zugeben müssen, daß sie von den Ritualen fasziniert gewesen war. Sobald es ihre Zeit erlaubte, würde sie wieder eine dieser Feiern mitmachen.

An diesem Tag gratulierte sich Silva dazu, wieder in der Wohnung bleiben zu können. Es war bereits Vormittag, aber es wollte einfach nicht richtig hell werden.

Wie ein großer Vorhang lag die Düsternis des letzten Novembertages vor den Fenstern. Von der Weihnachtsbeleuchtung, die in den Städten brannte, hatte Silvia nicht viel gesehen. Sie blieb lieber in ihrer Wohnung, las oder hing ihren Gedanken nach, die sich um metaphysische Kriterien drehten.

Ein Buch faszinierte sie besonders. Es befaßte sich mit der Hölle. Der Autor hatte versucht, sie zu beschreiben und ein Kapitel dem Höllenthron gewidmet, auf dem der Teufel angeblich saß und die Welt des Bösen regierte.

Dieser Platz hatte sie nicht losgelassen und sich in ihre Gedanken festgefressen. Zudem erklärte der Verfasser, daß es dieses Gebiet und auch den Thron tatsächlich gab, aber das herauszufinden, war ihr noch nicht gelungen.

Silva hatte sich vorgenommen, an diesem langen Tag mehr darüber zu lesen. Als besonders günstige Zeit sah sie stets den Abend an, da machte es ihr Spaß, mehr über diese Dinge zu erfahren und sich

danach eigene Gedanken zu machen.

Sie dachte auch über Termine nach. Vor Weihnachten hatte sie noch zwei.

Einen in London - kein Problem - und einen zweiten in Rio. Allerdings auch nur drei Tage. Eine große Firma hatte sie gewinnen können, die neue Bademode für den Sommer vorzuführen. Eine sehr gute Kollektion, wie Silvia fand, keine Zweiteiler mehr, sondern perfekt sitzende Einteiler, die aussahen, als wären sie auf die Haut der Frau gemalt worden.

Da wirkte man angezogen wie ausgezogen. So etwas liebte Silva natürlich, und bei ihrer wirklich perfekten Figur konnte sie sich so etwas erlauben.

Das Telefon meldete sich. Es war ein altmodischer, schwarzer Apparat, der jetzt wieder in Mode gekommen war. Sie hatte ihn neben dem Sofa auf die Couch gestellt, brauchte nur den Arm auszustrecken, um den Hörer abzunehmen.

Die Geste wirkte wie einstudiert. Nach dem dritten Läuten nahm sie den Hörer ab, warf dabei ihre blonde Mähne zurück, an der nichts gegelt oder gestylt war, und meldete sich mit einem leicht rauchig klingenden »Hallo…«

Sie hörte ein Lachen und erstarrte. Das Geräusch schnitt wie ein Messerstich in ihre Seele. Plötzlich wußte sie, wer dieser Anrufer war, obwohl sie ihn noch niemals zuvor gesehen hatte.

Der Mann bereitete ihr Furcht. Seine Stimme war so kalt und grausam, und er hatte ihr Dinge versprochen, über die sie nicht länger nachdenken wollte.

Das Lachen klang aus. Dafür hörte sie die Frage des Anrufers. »Wie geht es dir, Süße?«

»Was interessiert Sie das?« Am liebsten hätte sie aufgelegt, davor allerdings war sie schon bei ähnlichen Anrufen gewarnt worden.

»Ich bin eben ein netter Mensch!«

Über diese Lüge kam Silva nicht hinweg. Sie bekam sogar einen roten Kopf. »Was wollen Sie von mir?«

»Die erste Rate, Schätzchen!«

Silva blieb still. Ihre Gedanken rasten. Sie wußte, nein, sie ahnte, wer dahintersteckte, aber sie hatte bisher den Anrufen widerstehen können.

»Sie ist fällig, *amica*.«

»Nein, sie ist nicht fällig!« Plötzlich überkam sie ein Wutanfall. Sie schrie Schimpfworte in ihrer Heimatsprache in den Hörer, sie regte sich furchtbar auf und hätte den Hörer am liebsten zu Boden geschmettert. Er fiel nur auf das Sofa und blieb auf dem beige und blau gestreiften Stoff liegen. Es dauerte eine Weile, bis das Model das Freizeichen bewußt wahrnahm.

Der Anrufer hatte aufgelegt. Ein schlechtes Zeichen? Sie wußte es nicht genau, aber sie war in Rage gekommen und sicherlich sehr blaß geworden.

Noch wütend warf sie den Hörer auf die Gabel. Elegant schwang sie die langen Beine herum und schlüpfte in die hochhackigen Sandaletten, die ihren Körper noch größer machten, als er es tatsächlich schon war.

Sie trug an diesem Tag eine lange Satinhose mit Blumenmuster. Der schwarze Grundstoff schimmerte bei jedem Faltenwurf. Als Oberteil hatte sie sich für eine locker fallende Leinenbluse entschieden, unter der bei jedem Schritt ihre beiden Hügel keck auf- und abhüpften.

Silva hatte es nicht nötig, einen BH zu tragen. Um einen Blick auf ihren nackten Körper zu erhaschen, hätten zahlreiche Männer ein kleines Vermögen bezahlt.

Der Gedanke daran hatte ihr einfach Spaß gemacht, heute dachte sie anders.

Sie betrat das in seegrün gehaltene Bad mit der atlantikblauen Wanne und den farblich abgestimmten Einbauschränken, stellte sich vor den großen Spiegel und schaute sich in die Augen. Eine Meditation, die sie des öfteren machte, denn in ihren Augen konnte sie selbst erkennen, wie sie sich fühlte und beinahe auch, wie die nächste Zukunft ablaufen würde.

Ihre Pupillen zeigten zwar noch immer dieses unwahrscheinliche Blau, auf das sie so stolz war, aber da war etwas, das von unten her oder aus der Tiefe hervor an die Oberfläche stieg und eigentlich nur ihre Augen erfaßte.

Irgendeine Kraft…

Sehr fremd, sehr anders, aber trotzdem nicht angsteinflößend, sondern vertrauenerweckend.

Silva zeigte sich interessiert. Sie zwinkerte, als wollte sie versuchen, dieses Wissen des Herannahenden aus dem Gedächtnis zu verbannen, das klappte nicht.

Die andere Kraft war stärker. Sie drückte noch mehr, sie überschwemmte Silva.

Und plötzlich sah sie es.

Das Model öffnete den Mund. Es sah so aus, als wollte sie laut schreien. Nicht einmal ein Ächzen drang aus ihrem Mund. Der Schrei erstickte irgendwo zwischen Kehle und Lippen.

Die Pupillen hatten sich verändert. Sie waren es, die ihr den Schock brachten, denn in ihnen zeichnete sich etwas ab.

Zwei Teufelsfratzen!

***

Silva erlebte zum erstenmal das Gefühl des Unheimlichen, des nicht

Erklärbaren. Hier war etwas mit ihr geschehen, auf das sie keinen Einfluß hatte nehmen können. Eine andere Macht war erschienen, und die hatte die Kontrolle über sie bekommen.

Silva räusperte sich mit offenem Mund. Den Blick konnte sie einfach nicht von der Spiegelfläche abwenden, sie mußte hineinschauen und spürte den heftigen Herzschlag.

Der Teufel in ihren Augen!

Seine Fratze zeichnete sich zweimal ab. Und keine besaß einen Unterschied. Sie waren völlig identisch mit ihren grausam leuchtenden Augen, wobei sich im Zentrum noch etwas bewegte, das aussah wie zuckende Flammenärmchen. Aber sie spürte keine Hitze.

Nach wenigen Sekunden hatte Silva den ersten Schock verdaut und begann damit, sich für die neuen Tatsachen zu interessieren. Ihr Gesicht war nicht geschminkt, bis auf das wenige Rouge an den Wangen und den leicht nachgezeichneten Lidern. Es konnte also kein Schatten sein, der sich da als Gestalt in den Pupillen widerspiegelte. Das war echt, so verdammt echt, aber wo kam es her?

Tief in ihrem Innern, möglicherweise in der Seele mußte sich das Bild geformt haben. Vielleicht auch in ihren Gedanken, die so stark gewesen waren, daß sie sich als Projektion auf ihren Augen abmalten. Eine Erklärung, über die andere gelacht hätten, aber nicht Silva, die ja nach Erklärungen suchte und nicht grundlos so viele Bücher über Okkultismus und Schwarze Magie gelesen hatte.

Nach einer Weile traute sie sich endlich, mit beiden Augen zu zwinkern. Sie wollte feststellen, ob durch diese Bewegungen die Bilder verschwanden.

Nein, sie blieben.

Noch etwas geschah. Innerhalb der Pupillen bewegten sich die beiden Teufelsfratzen. Sie verzogen ihre Mäuler, als wollten sie Silva aus dem Spiegel hervor und gleichzeitig auch aus ihren eigenen Augen heraus zulächeln.

Etwas rann kalt ihren Rücken hinab. Es kam ihr vor, als hätte jemand ein Eisstück auf ihren Nacken gelegt, um es langsam nach unten rinnen zu lassen.

Die Röte stieg in ihr Gesicht. Plötzlich stand die Haut in Flammen. Sie verbrannte nicht und hatte nur den Eindruck, einen schrecklichen Alptraum am eigenen Leibe miterleben zu müssen. Sie dachte an den Satz aus dem Zauberlehrling, daß die Geister, die sie gerufen hatte, nun nicht mehr los wurde.

Oder verhielt sich alles ganz anders?

Silva stöhnte auf, wischte durch ihr Gesicht, schüttelte den Kopf, räusperte sich das Kratzen aus dem Hals und schaffte es endlich, sich aus der unmittelbaren Nähe des Spiegels zu entfernen. Sie ging mit kleinen Schritten zurück, bis sie gegen die Wand der ovalen

Badewanne stieß und den Kopf senkte.
Etwas war mit ihr geschehen…
Silva fand auch die Kraft, darüber nachzudenken. Sie brachte die Veränderung in den Augen in einen Zusammenhang mit dem letzten Anruf, obwohl es dafür keinen Grund gab.
Was sollte sie tun? Hilfe anfordern. Als sie daran dachte, mußte sie laut lachen. Okay, sie kannte zahlreiche Personen und Persönchen, die sie hätte anrufen können, um von ihren Problemen zu berichten. Einige hätten auch zugehört, aber nicht gewußt, was sie eigentlich tun sollten. Es blieb ihr nichts anderes übrig, als die Sache allein durchzustehen. Das wollte sie auch nicht.
Neben der Tür preßte sie ihre Stirn gegen die Kachelwand und dachte darüber nach, ob es tatsächlich niemanden gab, an den sie sich vertrauensvoll wenden konnte.
Doch - da war jemand!
Urplötzlich fiel ihr der Name ein. Eine Frau, die sie vor gut zwei Wochen kennengelernt hatte. Jemand, der sich mit Mode beschäftigte und sie früher einmal selbst produziert, aber davon aus persönlichen Gründen Abstand genommen hatte.
Mit dieser Frau hatte Silva über gewisse Dinge gesprochen, die ihr wichtig waren. Auch über den Begriff der Schwarzen. Magie, und sie war auf ein großes Verständnis gestoßen, wobei ihr die Frau allerdings keine Lösung präsentieren konnte.
Sie hatte ihr nur geraten, die Finger davon zu lassen, weil es sehr gefährlich war, sich mit diesen Dingen zu beschäftigen und man oft Dinge erweckte, die lieber verborgen bleiben sollten.
Silva hatte sich nicht an den Rat gehalten, sogar gelacht, das wäre ihr heute auf den Lippen erfroren.
Aber den Namen der Frau hatte sie behalten.
Sheila Conolly!
Es war eine Entscheidung, die sie binnen einer Sekunde traf. Sie wollte Mrs. Conolly anrufen, und sie besaß sogar deren Visitenkarte. Wenn sie nur gewußt hätte, wo sie die Karte hingetan hatte.
Silva verließ das Bad. Ihre alte Truhe aus der Heimat hatte sie nie weggegeben. Dort verbarg sie allerlei Kram, aber auch wichtige Unterlagen wie die Mappe mit Visitenkarten.
Hektisch durchwühlte sie die Truhe. Natürlich, die Mappe lag ganz unten, wie hätte es auch anders sein können. Sie kam ins Schwitzen, blies immer wieder die Haarsträhnen aus der Stirn und hatte schließlich gefunden, was sie suchte.
Hastig schlug sie die Mappe auf. Die Visitenkarten verteilten sich unter der durchsichtigen Einlage aus Kunststoff. Alle möglichen waren dabei. Schlichte, künstlerisch originelle und Angeberkarten, wo der Besitzer sein eigenes Konterfei abgebildet hatte.

Dazu gehörte die Karte der Sheila Conolly nicht. Silva war fast glücklich, als sie den schmalen Karton in der Hand hielt. Über ihre vollen Lippen huschte ein Lächeln, an die Fratzen in den Augen dachte sie nicht mehr und huschte in den Wohnraum, um sich dort auf das Sofa zu werfen.

Hoffentlich war Sheila Conolly zu Hause. Sie betete und zitterte innerlich, als sie die Nummer wählte.

Ja, es meldete sich jemand, allerdings ein junger Mann, wenn sie dem Klang der Stimme trauen konnte.

»Kann ich bitte Mrs. Conolly sprechen?«

»Wer sind Sie?«

»Silva Mancini.«

»Ich werde meine Mutter fragen. Warten Sie bitte solange.«

»Okay, Junge, aber beeile dich.« Sie mußte sich räuspern. »Und sag deiner Mutter, daß es dringend ist.«

»Klar doch. Das sagen sie alle.«

Silva verdrehte die Augen. Hoffentlich hatte sie Glück. Sie wußte ja selbst, daß sie störte. Wahrscheinlich erinnerte sich Sheila Conolly nicht mehr an sie, obwohl diese Frau auf Silva einen anderen Eindruck gemacht hatte als all die Fluppies und Schwuchteln, die sie sonst umgaben. Die Warterei dauerte ihr viel zu lange und ließ auch die Nervosität in ihr hochsteigen.

Im Hintergrund hörte sie den Jungen reden und auch eine Frauenstimme antworten.

Dann nahm jemand den Hörer. »Ja, bitte?«

»Mrs. Conolly?«

»Stimmt.«

»Ich bin Silva Mancini.«

Die Frau reagierte nicht, und Silva spürte bereits die Enttäuschung, als doch eine Antwort durchklang. »Bitte, helfen Sie mir auf die Sprünge, Mrs. Mancini…«

»Ich bin Silva, das Model, und ich habe…«

»Natürlich, die Silva.« Ein helles Lachen klang durch den Hörer. »Oh, da muß ich mich aber entschuldigen, daß ich Sie nicht erkannt habe. Aber wer rechnet schon mit einer so prominenten Anruferin.«

»Nein, sagen Sie das nicht. Wissen Sie, Mrs. Conolly, ich habe Sie zwar nur zweimal gesehen, doch Sie und die Unterhaltung mit Ihnen sind mir im Gedächtnis geblieben.«

»Das freut mich.«

»Wir unterhielten uns über Magie und so weiter…«

Sheila dachte nach. »Ja«, sagte sie dann, »ich erinnere mich. Es war ein außergewöhnliches Gespräch, wenn man es im Vergleich zum Anlaß unseres Treffens setzt.«

»Das können Sie wohl sagen, und es hat mich auch nicht in Ruhe

gelassen. Ich habe oft darüber nachgedacht, an Ihre Warnungen, zum Beispiel, aber ich habe trotzdem nicht von den anderen Dingen lassen können. Bisher ist das alles Theorie gewesen, doch vorhin ist mir etwas passiert, das ich nicht fassen kann.«

»Bitte, erzählen Sie.«

»Haben Sie denn Zeit?«

»Dafür immer.«

»Ich sah den Teufel in meinen Augen, Mrs. Conolly!«

Mit diesem Satz begann Silva ihren Bericht, konnte hören, daß Sheila geschockt war, worauf sie keine Rücksicht nahm, denn es mußte einfach aus ihr heraus.

Und so redete sie sehr schnell und erzählte manches auch zweimal, was der Realität der Ereignisse aber keinen Abbruch tat. »Haben Sie alles genau verstanden, Mrs. Conolly?«

»Das habe ich in der Tat. Dann möchte ich Sie fragen, was Sie sich gedacht haben.«

»Ich möchte, daß Sie mir helfen. Ich habe eine schreckliche Angst bekommen, weil ich das Faß überlaufen ließ. Nun werde ich die Geister nicht mehr los.«

»Wie soll ich Ihnen helfen?«

»Können Sie mich nicht besuchen?«

»Hm, das kommt ein wenig plötzlich.«

»Bitte, Mrs. Conolly.«

Sheila wurde weich. »Eine Frage, Silva. Wo wohnen Sie denn?«

»Ich rufe aus London an. Ich halte mich hier in meiner Wohnung auf. Warten Sie, ich gebe Ihnen die Anschrift durch.«

»Ja, ich schreibe mit.« Sheila war zufrieden, denn die Wohnung lag nicht zu weit von ihrem eigenen Haus entfernt. »Das ist eigentlich schnell zu schaffen«, sagte sie. »Ich werde so rasch wie möglich bei Ihnen sein und hoffe auch, Ihnen helfen zu können. Zumindest Ratschläge habe ich parat.«

Dem Model fiel ein Stein vom Herzen. »Da tun Sie mir wirklich einen großen Gefallen, Mrs. Conolly.«

»Okay, bis gleich dann. Und sagen Sie nicht immer Mrs. Conolly, das hört sich so alt an. Sheila klingt besser.«

»Okay, Sheila, bis dann.«

Viel beruhigter legte sie den Hörer auf die Gabel. Sie atmete tief aus und sackte dabei in sich zusammen. Das wäre geschafft, obwohl sie sich vor dem Anruf ein wenig gefürchtet hatte. Aber sie hatten die Frau richtig eingeschätzt. Sheila gehörte nicht zu den Schwätzerinnen und Schaumachern, mit denen sie als Model leider oft genug zu tun hatte. Sie war eine Person, auf die man sich hundertprozentig verlassen konnte.

Silva stand auf und ging in die Küche. Sehr modern eingerichtet, die

Farben der Möbel in einem leichten Bleu gehalten, das wie ein Schatten über die Fläche hinweghuschte.

Der Kühlschrank besaß die Größe eines ausgewachsenen Menschen. Silva öffnete die Tür, schaute hinein, wobei ihr Blick besonders über die Getränke glitt.

Champagner war vorhanden, auch der französische Wein aus dem Dorf Chablis. Silva entschied sich für ein Glas Champagner. Sie bevorzugte eine bestimmte Marke. Es war nicht der teuerste, aber der, der ihr am besten schmeckte.

Mit einem leisen Knall flog der Korken schräg in die Höhe. Rasch ließ sie den Schaum in das bereitstehende Glas strömen und schaute zu, wie das schlanke Gefäß von außen beschlug. Dann trank sie. Den ersten Schluck, den zweiten, den dritten, danach war das Glas leer, aber das eiskalte Luxusgetränk hatte ihr gutgetan. Sie verkniff es sich, noch ein zweites Glas zu trinken, verschloß die angebrochene Flasche und stellte sie wieder zurück in den Kühlschrank.

Auf dem Weg zum Wohnraum wurde sie durch das Anschlagen der Klingel gestoppt. Sie besaß einen alten Klang, der ihr so gefallen hatte und sie an die kleinen Dorfkirchen erinnerte, wenn deren Glocken dann an einem herrlichen Frühlingssonntag bimmelten.

War das schon Sheila?

Sie schaute auf die Uhr. Eigentlich konnte sie noch nicht da sein. Andererseits hatte sie auch nicht hingeschaut, wie spät es bei dem Gespräch gewesen war.

Deshalb lief sie durch die viereckige Diele mit den rustikalen Fliesen und öffnete.

Der Schock jagte wie ein glühender Messerstich durch ihre Brust. Vor ihr standen zwei Männer.

Sie lächelten sie eisig unter den Krempen ihrer Hüte an. Sie trugen beide dunkle Mäntel, das bekam Silva allerdings nur mehr am Rande mit. Ihre Blicke fraßen sich an den Dingen fest, die die Besucher in ihren Händen hielten.

Der eine trug einen Revolver, der andere ein Rasiermesser…

***

Die Eiserne Lady war weg, Nadine Berger war wieder da!

So simpel klang es, wenn man es auf einen einfachen Nenner brachte. Das war es natürlich nicht, denn hinter Suko, Bill und mir lagen mehrere Höllen, bis es uns endlich gelungen war, Nadine Berger von ihrem Vampirdasein zu befreien und sie wieder in ein normales menschliches Leben zurückzuholen.

Mir kam es noch jetzt wie ein Wunder vor, daß wir so etwas überhaupt hatten schaffen können. Das heißt, wir hatten uns nur um die äußeren Rahmenbedingungen gekümmert, letztendlich gehandelt

hatte ein anderer, und zwar der Seher, der wohl mehr über das Flüssige Leben Bescheid wußte, mir aber nichts weiter mitgeteilt hatte und so schnell verschwand, wie er gekommen war.

Eines stand fest. Nadine Berger brauchte kein Blut mehr, um existieren zu können, sondern wieder eine normale Nahrung, und wenn sie lächelte, schauten auch keine spitzen Vampirhauer aus ihrem Oberkiefer, sondern blitzte die normale Zahnreihe.

War es ein Wunder gewesen?

Im Prinzip, ja, denn keiner von uns hatte so recht daran geglaubt. Wohl auch nicht, weil sich Dracula II, der Super-Vampir, persönlich einmischte, dann aber dem Teufel Tribut zollen mußte, der ihn praktisch vor uns gerettet hatte.

Für uns war damit eine neue Konstellation entstanden. Asmodis plus Mallmann, das konnte keinem gefallen, der sich mit den Dingen beschäftigte.

Glenda Perkins, unsere Sekretärin, war nach langen Wochen aus dem Krankenhaus entlassen worden. Platz geschaffen hatte sie für Nadine Berger, aber nicht weil Nadine krank oder verletzt war, wir wollten sie einfach unter Beobachtung lassen, denn sie sollte in den nächsten beiden Wochen richtig durchgecheckt werden.

Sie hatte auch nicht protestiert und nur darum gebeten, daß wir sie hin und wieder besuchten.

Das verstand sich von selbst. Zudem hatte ich noch einen Hintergedanken dabei. Ich wollte einfach herausfinden, ob sich Nadine noch an gewisse Dinge erinnerte, die sie während ihres Vampirdasein, erlebt hatte. Wenn ja, konnte sie uns auf Spuren führen und uns möglicherweise helfen, in Gebiete einzudringen, die uns bisher verschlossen gewesen waren.

Da wollten wir sie allerdings nicht zu direkt fragen und ihr erst einmal Zeit geben.

Hinzu kam noch etwas. Okay, wir kannten Mallmann, und weil wir ihn kannten, hatten wir die Befürchtung, daß er sich nicht so ohne weiteres mit unserem Sieg abfinden und versuchen würde, Nadine noch einmal in seine Gewalt zu bekommen.

Aber wo war sie sicher?

Bei mir nicht, bei den Conollys nicht, auch nicht in der Klinik, die ich nicht zu den normalen Krankenhäusern zählte, denn sie wurde privat geführt, und die Conollys übernahmen die Kosten für Nadines Aufenthalt.

Einen Schutz besaß sie schon. Wir hatten ihr ein geweihtes Silberkreuz zukommen lassen und auch eine Pistole, die mit ebenfalls geweihten Silberkugeln geladen war. Damit konnte sie Mallmann zwar nicht vernichten, zumindest aber abschrecken und auch seine Helfer, sollte er sie vorschicken wollen.

Sie war in einem großen Zimmer untergebracht, das mehr einem Wohnraum glich. Durch die breiten Fenster fiel der Blick ins Grüne, in dieser Jahreszeit jedoch wenig farbig, sondern mehr traurig braun.

Die Sitzgruppe bot auch Platz für vier Personen, und wir saßen uns gegenüber, um die Ereignisse noch einmal durchzusprechen.

Nadine hatte sich einigermaßen erholt und trug vor allen Dingen wieder neue Kleidung.

Einen beigefarbenen Kaschmirpullover zur senffarbenen Hose, die wieder einen engeren Schnitt aufwies. Das Haar hatte sie zurückgesteckt. In ihrer rötlichen Flut steckten zwei Spangen mit Goldplättchen an den Rändern. Der Modeschmuck verteilte sich auch auf drei Finger. Die Ringe waren neu und hatten ihr sehr gefallen.

Sie grinste vor sich hin, bevor sie loslachte. »Ihr sitzt hier wie Ölgötzen und tut so, als wäre ich furchtbar krank. Mir geht es gut, wirklich.« Sie nickte noch.

»Tatsächlich?« fragte ich. »Oder mehr den Umständen entsprechend?«

»Gut, du hast recht, John.«

»Wie tief sitzt noch deine Angst?«

»Wovor?«

»Mallmann.«

Nadine überlegte und knotete ihre Finger ineinander. »Du hast recht, John, er ist das Problem. Doch wo immer auf der Welt ich mich verstecken würde, Mallmann käme immer an das Versteck heran. Er würde mich zu finden wissen.«

»Leider.«

Sie winkte ab. »Mach dir keine Sorgen. Du hast mir von dem Palmblatt berichtet, das sich mit meinem Schicksal beschäftigt und das ich irgendwann einmal sehen möchte. Das Palmblatt ist doch ausgefüllt, mein Leben geht also weiter. Deshalb bin ich optimistisch, auch wenn ich diesen Optimismus eben nur darauf aufbaue.«

Bill stand ihr indirekt bei. »Hat Mallmann nicht genug mit sich und seiner neuen Situation zu tun, Freunde? Ich denke da an den Teufel, unseren Freund.«

»Das kann sein«, sagte Suko.

»Es sind zwei Persönlichkeiten«, Bill grinste bei der Beschreibung. Sie paßte ihm wohl nicht.

»Zwei, die eigene Pläne verfolgen, und Mallmann gehört nicht zu den Wesen, die sich unbedingt dankbar erweisen, finde ich. Kann mich natürlich auch täuschen, aber ich plädiere eher für die erste Alternative.«

»Ich ebenfalls«, stand Suko ihm bei.

»Und du, John?«

»Tja, das ist so eine Sache. Ich weiß es einfach nicht. Es wäre ja

schön, wenn sich da zwei Schwarzblütler mal wieder in die Haare bekämen, aber irgendwo haben doch alle eine gemeinsame Basis, wie wir ja in dem Gasthaus erlebt haben.«

Bill schüttelte den Kopf. »Ich sehe das nicht so eng. Mallmann könnte auf Nadine verzichten. Er hat genügend andere Diener und Mitläufer in seinen Verstecken.«

»Wobei wir beim Thema wären«, sagte ich.

Nadine warf ihren Kopf zurück und lachte gegen die Decke. »Das habe ich mir gedacht, John.«

»Wieso?«

Sie schaute mich an und legte mir eine Hand auf die Schultern. »Ihr wollt von mir wissen, wo sich Mallmann herumgetrieben hat, als ich noch zu ihm gehörte.«

»Fein ausgedrückt«, lächelte Bill.

»Aber ich muß dich enttäuschen«, sagte Nadine. »Ich muß euch alle enttäuschen. Ich weiß nichts.«

Sie hob die Schultern. »Sorry, da ist nichts mehr.«

Wir schauten sie an und schwiegen. In unseren Augen las sie die Skepsis. »Ihr glaubt mir nicht.«

»Es fällt uns schwer«, meinte Suko.

Nadine trank einen Schluck Mineralwasser. »Es stimmt leider alles, Freunde. Ihr habt mich zurückgeholt, aber gleichzeitig ist mein Gedächtnis für bestimmte Dinge ausgelöscht worden. Ich habe kein Erinnerungsvermögen an die Phase meiner Vergangenheit.«

»Verhielt es sich denn anders, als du noch eine Wölfin gewesen bist?«

»Ja und nein, Suko. Wenn ich mich daran erinnern will, so fällt es mir ebenfalls schwer.« Sie schlug gegen ihre Stirn. »Es ist praktisch für mich unfaßbar, daß ich mal beides gewesen sein soll und heute mit euch hier sitze.«

»Was meinst du, John?«

»Ich glaube ihr.«

Suko winkte ab. »Klar, ich bestreite Nadines Aussagen auch nicht. Es ist nur seltsam.«

»Da hast du recht.«

»Tut mir ja auch leid, daß ich euch nicht helfen kann, aber ich muß mich damit abfinden.« Bei den nächsten Worten schaute sie gegen ihr Glas, und sie sprach auch leiser. »Ehrlich gesagt, ich bin froh darüber, denn so fällt die gewaltige Belastung einfach fort. Stellt euch vor, die Erinnerungen kämen immer wieder zurück. Das… das wäre ja für mich als Mensch kaum auszuhalten. Der Druck würde viel zu stark: Irgendwann wäre ich daran zerbrochen.«

Niemand widersprach, obwohl ich noch über eine Möglichkeit nachdachte, was man mir ansah, denn Bill pflaumte mich an.

»He, du komischer Geisterjäger, da rumort doch etwas in deinem

Schädel.«
»Stimmt.«
»Spuck es aus.«
Ich schaute durch die Scheibe. »Gedächtnis und Erinnerung bilden ja etwas Gemeinsames. Das eine profitiert von dem anderen. Es gibt genügend Wissenschaftler, die sich damit beschäftigt haben und auch gewisse Lösungen anbieten.«
»Auf was willst du hinaus?«
»Hypnose, Bill. Tiefenhypnose. Vielleicht wäre das eine Chance, mehr über Mallmann zu erfahren.«
Der Reporter schwieg, auch Suko gab keinen Kommentar ab. Sie schauten Nadine an.
»Meinst du das im Ernst, John?«
»Beruhige dich, Nadine. Nicht sofort. In vager Zukunft könnte ich mir das vorstellen.«
Ihre Nasenflügel weiteten sich, als sie Luft holte. »Also daran kann ich mich nicht gewöhnen. Nein, ich möchte das auch nicht. Ich muß mit mir selbst ins reine kommen, wenn ihr versteht. Ich will eine andere Zukunft haben, eine normale.«
»Hast du Vorstellungen?« fragte Bill.
»Ja, sehr genaue sogar. Ich möchte eure Freundschaft behalten, aber mich auf eigene Beine stellen. Ich werde versuchen, wieder Geld zu verdienen. Ich will zum Film, versteht ihr? Ich will versuchen, noch einmal anzufangen.«
»Müssen wir akzeptieren«, sagte Bill, »Oder?«
Suko und ich stimmten ihm zu.
»Natürlich wäre ich nicht aus der Welt. Wir können uns öfter besuchen. Ich werde auch zu euch kommen, Bill, daran besteht kein Zweifel. Schon allein wegen Johnny. Aber ich halte es doch für besser, wenn ich mich aus eurem persönlichen Dunstkreis entferne, was ich nicht negativ meine. Aber auch eine Frau in meiner Lage sollte eine Chance bekommen, ihr Leben selbst gestalten zu können.«
»Nichts dagegen!«
»Danke, John.«
»Du brauchst dich nicht zu bedanken. Das ist ein normaler Vorgang, der dich beschäftigt. So denken zahlreiche Frauen, was ich auch gut finde.«
Nadine lachte plötzlich. »Aber zunächst sitze ich hier die beiden Wochen in der Klinik ab und lasse mich durchchecken. Ich werde versuchen, alte Kontakte zu knüpfen, und ich weiß schon jetzt, daß ich meinem eigentlichen Schicksal nicht entrinnen kann. Die andere Seite wird mich immer wieder einholen, wobei ich auch nichts dagegen habe und es wahrscheinlich noch forcieren werde, denn ich habe mir vorgenommen, nach Bangalore zu fahren und die

Palmblattbibliothek zu besuchen, wo ja praktisch alles begonnen hat.«
»Wann?« wollte ich wissen.
»Nicht sofort, John. Vielleicht treibt mich der Wind im nächsten Jahr nach Indien.«
»Interessant ist sie auf jeden Fall«, sagte ich.
»Auch gefährlich?«
»Nicht mehr«, sagte Bill grinsend.
»Seht ihr, ich habe mir auch Gedanken über meine eigene Zukunft gemacht.«
Bill lächelte ihr zu. »Daß du so etwas nicht uns überlassen würdest, war mir klar.«
»Es wäre auch traurig gewesen.« Nadine hob die Schultern. Dann schaute sie uns an. »Ich möchte euch noch einmal sagen, wie dankbar ich bin, daß ihr mich…«
»Hör auf!« riefen wir gemeinsam dazwischen und sprangen auch in die Höhe. »Kein Wort mehr.«
»Aber…«
Ich schaute auf die Uhr. »Müssen wir nicht gehen?«
»Aber immer«, sagte Bill.
»Ich bin auch dafür«, stimmte Suko uns zu. »Außerdem bekommt Nadine bald ihr Dinner.«
Sie lachte. »Dinner ist gut.«
»Na ja, wenigstens so etwas Ähnliches.«
Wir verabschiedeten uns von ihr. Da konnte Nadine die Tränen nicht unterdrücken. Verständlich, und auch uns saßen so mittelschwere Klöße in den Hälsen.
Wir verabredeten keinen Termin für den nächsten Besuch. Daß wir Weihnachten gemeinsam feiern würden, stand fest. Da war Nadine auch wieder aus der Klinik entlassen.
Wir waren mit Sukos Wagen gekommen. Er parkte so, daß er von Nadines Fenster aus gesehen werden konnte. Das wußte sie auch; sie stand hinter der Scheibe und winkte.
»So«, sagte Suko und meinte Bill damit. »Wir bringen dich jetzt bei dir zu Hause vorbei und…«
»Werdet noch auf einen oder zwei Drinks mit reinkommen.«
»Ich muß fahren!« rief Suko.
»Für dich habe ich in einem Kellerraum die Kästen mit Rülpswasser gestapelt.«
»Das ist was anderes. Ich will ja nicht unbescheiden sein. Wie sieht es denn mit dem Essen aus?«
Bill grinste. »Ich werde Sheila sagen, daß sie zwei bis sechs Pizzen in den Ofen schieben soll.«
»Das ist ein Wort.«
»Daß du immer so reinhauen mußt«, flüsterte ich Suko beim

Einsteigen zu. »Für dich kann man auch ein Schwein halten.«

»Hör auf, Alter. Was der Mensch braucht, das braucht er eben. Ich bin nun mal jemand, der viel Energie verliert, die er irgendwann wieder aufholen muß.«

»Auf denn«, sagte ich und klopfte gegen den Wagenhimmel.

Suko startete und lauschte verzückt dem Sound, den der Motor des BMW abgab.

Bill saß schräg hinter uns. Er hatte die Beine langgestreckt. »Wie denkst du über Nadines Pläne, John?«

»Positiv. Ich freue mich für sie, daß sie nicht aufgibt und in lauter Selbstzweifel verfällt. Es ist bestimmt auch besser, daß ihre Erinnerungen gelöscht wurden. Denk mal nach, Bill. Was sie erlebt hat, ist mehr, als ein Mensch aushalten kann.«

»Ja, da hast du recht.«

Suko scheuchte seinen Flitzer, hielt sich aber an die Tempolimits. Er sprach nur über den Winter, der schon hereingebrochen war und ärgerte sich im voraus, wenn die Straßen vereist oder zugeschneit waren.

»Falls es soweit kommt, wird das dein Wagen auch überstehen«, beruhigte ich ihn.

»Das verstehst du nicht, John. Dieser Flitzer ist wie ein großer Hund, den du auch nicht immer im Haus lassen kannst. Du mußt ihm einfach Auslauf geben. Und so ist das auch mit dem Wagen.«

»Dann mach drei Monate Urlaub im Süden.«

»Würde ich sogar machen.«

»Ich kann dich so lange vertreten!« rief Bill.

»Sehr einverstanden. Aber was würde deine bessere Hälfte dazu sagen? Wir können sie gleich mal fragen.«

»Lieber nicht. Ihr hat es nicht gefallen, daß ich allein nach Berlin flog. Sie mußte mir allerdings Abbitte leisten, denn der Flug hat sich für mich gelohnt.«

Das stimmte. Und nicht für Bill, mehr für Nadine Berger. Wäre er nicht gewesen, hätte ich sie erschossen, weil sie eben zu den Blutsaugern gezählt hatte.

»Ich weiß, woran du jetzt denkst«, sagte der Reporter.

»Kannst du es mir verübeln?«

»Bestimmt nicht.«

Wir schwiegen, da jeder von uns seinen Gedanken nachhing, die sich natürlich um die nahe Vergangenheit drehten. Die Abenteuer in Wittenberg und Berlin würden wir so einfach nicht abschütteln können, das stand fest. Diese Dinge blieben einfach in den Klamotten hängen, da war nichts zu machen.

Der Nachmittag war vorbei, ein früher Abend zog lautlos herauf. Es war sowieso den langen Tag über nicht richtig hell geworden, jetzt

bekam die Finsternis noch mehr Tiefe, und sie wirkte auf uns wie eine graue Wolke, die sich immer weiter ausbreitete und bald alles umfassen würde.

Bis zu den Conollys hatten wir es nicht weit. Wir rollten durch den Londoner Süden, und hier hielt sich auch der Verkehr in Grenzen. Schon bald erreichten wir das sehr ruhig gelegene Viertel, in dem die Conollys wohnten.

Nicht in einem Prachtbau, obwohl sie Geld genug besaßen. Bill hatte sich den Bungalow auf einem künstlich angeschütteten Hügel errichten lassen und ihn auch nicht so prunkvoll bauen lassen.

Wichtig war für ihn die Lage gewesen und ein großer Garten nebst Pool.

Das Tor zum Grundstück stand offen, was Bill wunderte und ihn zu der Bemerkung veranlaßte, daß Sheila nicht da war.

»Wollte sie denn noch weg?« fragte ich.

»Keine Ahnung.«

Suko fuhr den Porsche über den gewundenen Weg und stellte ihn vor der Garage mit dem offenen Tor ab. Der Porsche stand nicht mehr darin.

Ich mußte lachen, weil ich an Sukos Hunger dachte, und meinte beim Aussteigen: »Jetzt kannst du dir deine Pizzen malen.«

»Wieso denn? Wozu habe ich dich?«

Bill verdrehte die Augen. »Willst du dich freiwillig vergiften?«

»So schlimm kocht er auch nicht.«

»Ach«, dehnte ich, »auf einmal?«

Der Inspektor hob die Schultern. »Der Hunger treibt es eben hinein, Freunde.«

Bill war schon an der Haustür. Er brauchte sie nicht aufzuschließen, denn Johnny hatte unsere Ankunft bemerkt und kam uns entgegen. »Mum ist nicht da«, meldete er.

»Wo steckt sie denn?«

Der Junge hob die Schultern. »Weiß ich auch nicht. Da hat jemand angerufen.«

»Wer?«

»Kenne ich nicht.«

Bill war mißtrauisch geworden. »Meine Güte, laß dir nicht jedes Wort aus der Nase ziehen. Wie ich deine Mutter kenne, hat sie bestimmt einen Namen gesagt.«

»Ja, das schon. Silva hieß die Frau. Silva Mancini, glaube ich. Aber sie war noch nie hier.«

Bill drehte sich zu uns um. Seinem Gesichtsausdruck entnahmen wir, daß ihm der Name etwas sagte. »Komisch, was hat sie denn mit der Frau zu tun?«

»Wer ist sie denn?«

»Du kennst sie nicht, John?« Bill sagte das, als wäre es eine Bildungslücke.

Ich schüttelte den Kopf. Auch Suko tat es mir nach.

»Dann will ich euch mal aufklären. Silva Mancini besitzt zwar einen Nachnamen, aber den kannst du vergessen. In Italien ist eine Sängerin nur unter dem Namen Milva bekannt. Und bei ihr sagt man einfach nur Silva. Fällt jetzt der Penny?«

»Bei mir nicht«, sagte Suko.

Auch ich mußte bedauern.

Bill rang die Hände. »Silva«, erklärte er im Tonfall eines Aufreißers. »Die Attraktion, das Supergirl der Neunziger. Eines der höchstbezahlten Models der Welt…«

Wir jaulten fast zugleich auf und winkten gemeinsam ab. »Wer soll das schon ahnen oder wissen?«

»Tja, Mr. Geisterjäger. Dir fehlt eben die Allgemeinbildung der Gegenwart.«

»Wenn du das sagst, muß es ja stimmen, Bill.«

Und Suko fragte Johnny, ob er in der Lage war, eine anständige Pizza zu machen.

Daß der Junge nur den Kopf schüttelte, konnte wieder Suko nicht verstehen…

***

Der Mann mit dem Revolver hatte seinen Fuß so weit vorgestellt, daß es Silva nicht mehr möglich war, die Tür einfach zuzuschlagen. Sie wäre immer gegen die Fußsohle geschlagen.

Doch auf ihn achtete sie nicht. Der zweite Kerl mit dem Rasiermesser war wichtiger.

Durch ihren Kopf schossen die schrecklichsten Gedanken. Silva erinnerte sich an bestimmte Berichte, die sie gelesen hatte. Besonders diejenigen, die sich mit den Methoden der Mafia beschäftigten.

Da hatten sie Opfer gezeigt, die von einem Rasiermesser gezeichnet worden waren. In der Regel hatte es sich um junge Frauen gehandelt.

Der Auftrag der beiden Männer stand also fest, und der mit dem Revolver fragte: »Dürfen wir reinkommen?«

»Was ist, wenn ich nein sage?« flüsterte Silva mit Zitterstimme. »Bist du sofort tot.«

»Aber ich…«

Der Mann mit dem Revolver rammte seine Waffe vor, stieß sie ihr in den Bauch, trieb Übelkeit und Schmerzen in ihr hoch und ließ sie zurück in die Wohnung taumeln.

Die beiden Killer folgten ihr so lautlos wie Schatten. Der Mann mit dem Rasiermesser schloß die Tür von innen.

Sein Kumpan schaute sich um. »Nett hast du es hier, wirklich nett,

Süße. Muß alles eine Stange Geld gekostet haben. Alle Achtung. Aber du hast es ja.«

»Was wollen Sie von mir?«

»Wir haben dich doch angerufen.«

»Ja, stimmt.«

»Na bitte.« Der Sprecher breitete die Arme aus. »Jetzt wollen wir kassieren.«

»Ich habe nichts.«

»Luigi!«

Mehr brauchte der Revolverträger nicht zu sagen. Sein Kumpan setzte sich in Bewegung. Er kam mit geschmeidigen Schritten auf das Model zu und hielt dabei seine Waffe etwas angewinkelt, damit die Klinge in den Lichtschein der Deckenleuchte geriet und aufblitzte.

Silva konnte nichts tun. Sie war einfach geschockt. Auch dieses glatte Gesicht widerte sie an.

Luigi schlug zu. Die Klinge funkelte wie ein herabfallender Stern, und Silva schrie auf, denn sie erwartete den stechenden Schmerz, der ihr die Haut aufschlitzte.

Sie hatte umsonst geschrieen. Zwar hatte die Klinge getroffen, doch ihre Haut nicht einmal geritzt.

Dafür zeigte sich der lange Riß in ihrer Bluse, genau im Tal zwischen den Brüsten. Mit dieser Attacke hatte Luigi seine Klasse mit dem Messer bewiesen.

Bevor sich Silva von der Überraschung erholen konnte, schob Luigi sie gegen die Wand und hielt sie dort fest. »Ich kann auch anders, Süße!« flüsterte er.

Silva glaubte es ihm. In den Augen des Killers stand blankes Eis. Nicht den Funken eines Gefühls zeigten sie. Das Böse in ihm war einfach übermächtig.

Der zweite Killer schlenderte heran. Der schaute lächelnd auf seinen Revolver. »Du solltest schon netter zu uns sein«, bemerkte er.

Silva verdrehte die Augen. »Was wollen Sie denn von mir? Was habe ich Ihnen getan?«

»Du weißt es genau. Wir haben dich einige Male angerufen, doch die Signorina war zu fein, um zu reagieren.«

»Wieso? Seid ihr von der Mafia?«

Der Revolvermann lachte. »Das Wort kennen wir gar nicht. Was ist die Mafia? Sagen wir so, Süße, wir sind deine Beschützer, mehr nicht. Nur deine Beschützer.«

»Und Schutz kostet Geld«, sagte Luigi.

»Ja, du hast Karriere gemacht.«

Sie wechselten sich jetzt beim Sprechen ab. Es kam ihr vor wie Kreuzverhör. »Sehr große Karriere sogar.«

»Die Gazetten reißen sich um dich. Sie zahlen hohe Summen.«

»Von denen du deinen Beschützern ruhig etwas abgeben könntest, Süße. Umsonst tun wir das nicht.«

»Ich habe kein Geld hier!« flüsterte Silva.

Luigi drehte den Kopf. »Was sagst du dazu, Sergio?«

Der Angesprochene schaute seinen Revolver an, als wäre er ein besonders wertvolles Stück. »Das kann ich nicht glauben, mein Freund. Sie will uns auf den Arm nehmen.«

»Ja, stimmt.«

»Nein, ich…«

Luigi packte zu. Er zerrte die Frau von der Wand und stieß sie anschließend quer durch die Diele.

Dabei riß sie zwei Bilder von der Wand, sah dann die Wohnungstür vor sich und traute sich nicht, sie aufzureißen und zu verschwinden. Außerdem wäre eine Kugel immer schneller gewesen als sie.

Sergio war sofort bei ihr. »Über dieses Thema unterhalten wir uns am besten in deinem Wohnzimmer. Wir haben Zeit, Schätzchen, sehr viel Zeit. Und wir werden diese Wohnung nicht mit leeren Händen verlassen. Hast du dir Luigi gut angeschaut? Hast du ihn sehr genau gesehen. Er hat ein Messer, ein Rasiermesser, und er ist ein Meister im Umgang mit der Waffe. Das hat er schon oft bewiesen. Es gab welche, die wollten ihm widerstehen. Als er sie verließ, sahen ihre Gesichter aus wie Landkarten. Er hat dort Flüsse hineingeschnitzt, und sie waren mit einem roten Wasser gefüllt. Soll ich dir noch mehr sagen?«

»Nein!« stöhnte sie, »nein.«

»Dann werden wir jetzt gehen.«

Silva Mancini gehorchte. Sie schritt mit gesenktem Kopf. Hinter ihr befanden sich die beiden Mafiosi. Sie sah beide nicht. Sie spürte sie nur wie eine kalte Drohung.

Wenig später schauten sich die Gangster in ihrem Wohnraum um. Sie waren beeindruckt. Silva hatte sich in einen Sessel setzen müssen. Er war wuchtig, besaß eine hohe Lehne mit an den Seiten ausgestellten Ohrenklappen. Sein Stoff zeigte ein Blumenmuster. Sie wirkte etwas verloren in diesem Sitzmöbel, und so kam sie sich auch vor. Ihre eigenen vier Wände waren ihr fremd. Sie sah sich selbst als eine Fremde, und die Angst verstärkte sich, obwohl die beiden Eindringlinge nichts taten und nur umherschritten.

Sie faßten mal hier etwas an, hoben an anderen Stellen Gegenstände hoch, stellten sie wieder weg, nickten, als sie die Hi-Fi-Anlage sahen, und ließen ihre Hände durch die überall drapierten Stoffe gleiten, die sich als Vorhänge oder Decken den Augen des Betrachters boten.

»Das ist ja eine kleine Schatztruhe«, sagte Sergio, bevor er anerkennend nickte. »Ich muß dir ein Kompliment machen. Hätte ich dir nicht zugetraut, Süße.«

Silva sagte nichts.

Luigi saß auf ihrem Bett und beobachtete sie. Dabei lächelte er kalt. Einmal überkam es ihn. Er nahm sein Messer und schlitzte gelassen den Bezug auf.

Silva wollte protestieren, unterließ es jedoch. So etwas hatte keinen Sinn.

Sergio hatte seinen Rundgang beendet und sich einen Platz auf der Tischkante ausgesucht. Dort saß er locker mit einem angezogenen Bein und ließ den Fuß wippen. »Kommen wir zur Sache, Schätzchen.«

Seine Worte trafen sie wie Stiche, die ihr gleichzeitig unter die Haut gingen. Bisher waren sie nicht zur Sache gekommen, das würde sich nun ändern. »Wenn ich mich so umsehe, stelle ich fest, daß du viel besser wohnst als wir. Du hast Karriere gemacht, Süße. Wir sehen dich oft von den Titelbildern lächeln, wir lesen auch immer deinen Namen und denken dann, daß du doch eine Landsmännin von uns bist. Und wir Landsleute sollten zusammenhalten. Außerdem wollen wir dich beschützen, deshalb haben wir uns überlegt, daß du uns zunächst einmal eine kleine Anzahlung für unsere Mühen gibst. Sagen wir einhunderttausend Pfund!«

Diese lässig ausgesprochene Zahl schockte das Mädchen. Silva hatte das Gefühl, von einem Schlag erwischt zu werden. Die Summe war hoch, die konnte sie niemals so schnell auftreiben. Soviel Bargeld hatte sie auch nicht. Ihr bisheriges Vermögen war von ihren Eltern angelegt worden, da kam sie nicht ran.

»Nun?«

»Ich kann nicht.«

Es war eine ehrliche Antwort, aber die beiden Kerle glaubten ihr kein Wort.

Luigi lachte zuerst, und er wandte sich an seinen Kumpan. »Hast du das gehört, Sergio?«

»Sicher.«

»Ich weiß nicht.« Er lächelte, und Silva bekam noch einmal Hoffnung.

»Ihr müßt mir glauben. Ich habe soviel Geld nicht. Es ist unmöglich, wirklich.«

»Sollten denn die Berichte in den Zeitungen alle nicht wahr gewesen sein«, höhnte Luigi.

»Ich weiß nicht, was sie alles schreiben, aber es entspricht nicht der Wahrheit.« Silva hatte die Antwort geschrieen. Sie kam sich in ihrem Sessel vor wie auf dem elektrischen Stuhl. Jetzt brauchte nur noch jemand den Strom einzuschalten, und vorbei war es.

»Die will nichts geben, Sergio.«

»Das Gefühl habe ich auch.«

»Und was machen wir da?«

Sergio lächelte kalt. »Es gibt da gewisse Methoden, die wir anwenden

könnten, damit sie sich erinnert. Wir kennen das ja und haben es schon öfter durchgecheckt.« Er wandte sich direkt an sie. »Ich glaube, Süße, du wirst dich erinnern, wenn ich Luigi bitte, daß er dich auf seine Art und Weise befragt.«

»Nein!« schrie sie. »Ich habe das Geld nicht!«

»Du hättest es längst besorgen können.«

»Wieso denn? Ich…«

»Wir haben dich in den letzten Tagen mehrmals angerufen. Erinnerst du dich nicht?«

»Tut mir leid, es ist…«

»Doch, wir riefen dich an. Und ich bin fest davon überzeugt, daß du dich auch erinnerst. Nur habe ich das Gefühl, daß du uns nichts sagen willst. So etwas finde ich schade. Nicht so sehr für uns, als vielmehr für dich. Schade, ich wiederhole mich. Du hättest dich darauf einrichten sollen.«

Sie starrte den Sprecher an. Plötzlich wußte sie, daß sie keine Chance hatte. Diese Person würde ihr keinen Ausweg mehr lassen, das stand fest. Sie waren gekommen, um zu quälen, sie wollten das Geld, aber sie würden auch gleichzeitig den Tod bringen.

100 000 Pfund!

Die Summe schwirrte durch ihren Kopf. Sie überlegte, wie sie das Geld auftreiben konnte. An diesem Tage nicht mehr. Sie würde dann morgen zu ihrer Bank gehen und einen Kredit aufnehmen.

»Ich… ich schaffe es«, flüsterte sie.

»Was schaffst du?«

»Das Geld herbei.«

»Bitte, dann…«

»Nein, nicht heute. Morgen werde ich es holen. Ich besorge euch morgen die Summe…«

Sergio mußte lachen. Es hörte sich an, als wäre jemand dabei, mit einem Kratzer über rostiges Metall zu schaben. »Das darf doch nicht wahr sein, Süße. Du willst das Geld wirklich morgen besorgen?«

»Ja, ich schwöre!«

»Zu spät!« Knallhart erfolgte die Antwort. »Wir haben dich oft genug gewarnt, doch du hast nicht gehört. Dein Fehler, Süße.«

Die Worte hatten sie hart getroffen, und sie dachte darüber nach, wie es weiterging. Die Angst steckte tief in ihr. Sie hatten den kalten Schweiß aus ihren Poren treten lassen. Es war wie ein Schlag mit dem Hammer gewesen.

»Soll ich?« fragte Luigi.

Die Worte erinnerten das Model an ein Todesurteil. Und Sergio kam ihr vor wie ein Richter, der nur noch seine Zustimmung zu geben brauchte.

Er nickte.

Darauf hatte Luigi gewartet. Ein eisiges Lächeln umspielte seine Lippen, als er von seinem Sitzplatz rutschte, schräg gegen die Klinge des Rasiermesser schaute und zufrieden nickte. Zufrieden war er auch mit dem Platz der jungen Frau, denn er sagte: »Bleib nur so sitzen, Süße. Rühr dich nicht vom Fleck. Dieser Sessel ist ideal. Ich liebe ihn direkt.« Er lachte und fuchtelte mit dem Messer herum.

Silva konnte nicht sprechen. Die Angst hielt ihre Kehle zugeschnürt. In ihrem Körper summten die Hummeln. Sie hätte sich am liebsten übergeben, und es kam ihr vor, als würde sie das alles gar nicht erleben, sondern nur einen Film sehen.

Sie irrte.

Als Luigi zupackte, wurde ihr schmerzhaft bewußt, wie grausam die Realität war, denn der Mann hatte seine freie Hand in ihr Haar gewühlt und zerrte an den Strähnen.

Er drehte den Kopf zur Seite. Tränen traten in die Augen des Models. Der Kopf schien in Flammen zu stehen und gleichzeitig mit Säure übergossen worden zu sein.

Und sie sah das Messer!

Es schwebte vor ihr, direkt dahinter sah sie Luigis Gesicht. Beide Männer hatten ihre Hüte aufbehalten. Die waren schwarz wie ihre Seelen.

Unter dem Rand wirkte das Gesicht des Killers flach, beinahe nichtssagend. Nur in den Augen stand die Vorfreude über das, was er bald tun würde. Luigi gierte nach der Folter.

Er hielt ihr Haar noch immer fest, als er fragte: »Wo soll ich bei dir anfangen, Süße?«

Silva schwieg, weil es ihr einfach unmöglich war, zu reden. Die Todesangst unterdrückte alle Gefühle.

»Laß ihn ruhig, Silva!«

Sie erschrak, und dieses Zusammenzucken war auch Luigi nicht entgangen. Allerdings deutete er es falsch. Er brachte es mehr in einen Zusammenhang mit seinem Griff.

»Hast du gehört? Laß ihn ruhig!«

»Ja.«

Silva hatte gesprochen und Luigi irritiert. »He, bist du irre? Ich habe dich nichts gefragt.«

»Ach so?«

»Ja, verdammt.«

»Ich dachte aber. Da war eine Stimme. Sie… sie hat mit mir gesprochen. Ehrlich…«

Luigi wußte nicht, ob er lachen oder weinen sollte. Deshalb drehte er sich zu seinem Kumpan um.

Er ließ das Haar los. »Hast du gehört, was sie gesagt hat?«

»Klar.«

»Und was soll ich tun?«
»Weitermachen!«
Das war eindeutig, und auch Silva hatte die Worte vernommen. Nur verspürte sie keine Furcht mehr. Eine ungewöhnliche Ruhe hatte sie überkommen. Plötzlich war sie sicher, daß sich alles zum Guten wenden würde.
Luigi nickte. »Bisher war es Spaß, Süße. Auch wenn du uns sagen würdest, daß wir dein Geld jetzt bar bekommen, würde ich dich trotzdem strafen. Das muß ich einfach tun, begreifst du das? Man geht mit uns nicht so um. Nein, das tut man auf keinen Fall.«
Er kicherte, und die junge Frau ging davon aus, einen Psychaten vor sich zu haben.
Vor ihren Augen tanzte das Messer. Der Mann hielt es zwar am Griff, doch er schloß seine Faust nicht darum. Er hielt ihn leicht zwischen den Fingern und hatte den kleinen dabei abgespreizt, ähnlich wie ein Friseur, der einen Kunden rasieren will und dabei seine Schau abzieht.
Doch Luigi wollte Silva schreien hören. Er wollte zerstören. Es war wie ein innerer Zwang, der ihn dazu trieb, denn zu den gesunden Menschen zählte er nicht.
Mit einer lässigen Geste schob er seinen Hut zurück. Dann leckte er über seine Lippen, bevor er grinste.
Plötzlich zuckte seine Hand vor.
Wie eine Puppe hatte Silva im Sessel gehockt und sich nicht gerührt. Den Kopf etwas zurückgedrückt, damit sie direkt in das Gesicht des Killers schauen konnte.
Das meinte sie wörtlich!
Die Klinge huschte auf sie zu. Sie war wie ein breiter Blitz, der töten konnte, und sie sollte die linke Wange der jungen Frau quer aufschneiden, aber sie traf nicht.
Luigi selbst stoppte sie!
Was aus seinem Mund drang, war nur mehr ein Röcheln, ein Geräusch, das beinahe unmenschlich klang und auch von seinem Partner Sergio gehört wurde.
»He, was…?«
Luigi wankte zurück. Er schüttelte den Kopf, hielt die Lippen gespitzt. Aus dem Loch drang pfeifend sein Atem.
Sergio sprang auf. »Was hast du denn?«
Luigi blieb stehen. Seine Antwort mußte er hervorwürgen. »Die… die Augen, Sergio. Verdammt noch mal, schau dir die Augen an. Das ist furchtbar.«
»Wieso denn?«
»Geh hin!« schrie er. »Verdammt noch mal, geh hin! Glotz in ihre Augen. Das ist Wahnsinn!«
Sergio schüttelte den Kopf. Er kam überhaupt nicht zurecht und hielt

seinen Kumpan für einen Spinner. Gleichzeitig sagte ihm eine innere Stimme, daß Luigi möglicherweise doch nicht so unrecht hatte. Vorsichtig ging er weiter, den Blick auf Silva gerichtet.

Die saß noch immer unbeweglich. Sie schaute Sergio auch direkt an, und der erkannte ebenfalls, daß sich ihre Augen auf eine gewisse Art und Weise verändert hatten.

Als er dicht vor ihr stand, erkannte er erst das genaue Ausmaß. In den Pupillen zeichnete sich jeweils das gleiche Bild ab.

Zwei Feufelsfratzen!

***

Auch Sergio war nicht eben begeistert, als er das sah. Er rührte sich nicht. Sein Innerstes war aufgewühlt, er konnte es nicht fassen und schüttelte den Kopf.

»Du sagst ja nichts!« keuchte Luigi.

»Scheiße - was denn?«

Luigi schnappte nach Luft. »Schau sie dir an, Sergio! Schau dir die verfluchte Hure doch an. Die hat den Teufel in den Augen. Den verfluchten Teufel!«

»Na und?«

Luigi konnte die Antwort nicht begeistern. Er lachte schrill. »Was heißt hier na und? Erkläre mir das. Los, erkläre mir die ganze Scheiße, Sergio. Du weißt doch sonst immer so gut Bescheid.«

»Jetzt nicht.«

»Ahhh - wie schön. Er weiß nichts.« Luigi fuchtelte mit dem Rasiermesser, ohne näher an Silva heranzugehen. »Weißt du denn was?« schrie er. »Los, rede, was weißt du?«

Durch ihre Gestalt ging ein Ruck. Aber sie stand nicht auf. Silva sprach, ohne daß sie die Lippen bewegte. »Ich weiß, daß es den Höllenthron gibt, und ich werde ihn finden. Ich werde ihn suchen und finden, das verspreche ich euch.«

Die Killer schauten sich an. Selbst der souveräne Sergio hatte seine Fassung verloren. »Was redet sie da für eine Scheiße? Was redest du da von einem Höllenthron?«

»Ich werde ihn finden und mich darauf setzen.«

Luigi lachte glucksend. »Partner, sie will den Höllenthron finden. Sie will tatsächlich den Höllenthron finden. Das packe ich nicht, das ist einfach irre.«

»Na und?«

»Den Teufel hat sie ja schon gefunden. Er steckt in ihr, er hat sich in ihren verdammten Augen gezeigt, das ist die Fratze des Teufels. Wir sollten ihre Augen ausstechen, Partner.«

»Ja, vielleicht.«

Da stand Silva auf.

Das geschah nicht schnell, sie erhob sich mit der Geschmeidigkeit einer Raubkatze oder so, als stünde vor ihr eine Kamera. Der Spalt an ihrer zerschnittenen Bluse klaffte auf. Von der Seite her drängte ihre linke Brustwarze wie eine kleine Kirsche ins Freie. Doch keiner der Männer hatte einen Blick für dieses unbewußt erotische Bild. Sie merkten, daß sich etwas verändert hatte und daß sie sich trotz ihrer Waffen auf der Verliererstraße befanden.

Silva streckte den Arm aus und bewegte winkend ihren rechten Zeigefinger.

»Ich?« keuchte Luigi.

Sie nickte.

Er wollte nicht, aber sie schaute ihn nur an. Einen ähnlichen Blick hatte Luigi, der Killer, noch niemals zuvor erlebt. Der war wie ein Brandpfeil, der jagte in ihn hinein, der setzte sich fest, der schaltete seinen eigenen Willen aus und sorgte dafür, daß er das tat, was sie wollte.

Luigi ging auf die junge Frau zu. Sergio wollte protestieren, dazu kam er nicht mehr, denn irgend etwas schnitt ihm einfach die Luft ab. Er wußte keinen Bescheid. Sein Denken war ausgeschaltet, da hatte jemand anderer die Kontrolle übernommen.

Schweiß lief über sein Gesicht. Das gleiche geschah auch bei Luigi. Doch er ging, und er konnte eigentlich nur in die Augen der Frau schauen.

Sie gaben ihm die Befehle. Klar und deutlich waren sie zu verstehen.

»Komm her…!«

Und er ging. Wieder einen Schritt, dann den nächsten. Plötzlich war ihm klar, daß er sich mit jedem Schritt dem Tod näherte. Er wartete auf ihn, um ihn mit offenen Armen zu empfangen.

»Dein Messer, Luigi!«

Der Killer war jetzt so weit vorgekommen, daß er nur den Arm auszustrecken brauchte, um die Waffe abzugeben. Da kam einiges zusammen, denn eine andere Macht hatte die Kontrolle übernommen.

Silva hielt die Hand offen. Luigis schwebte mit dem Rasiermesser über der offenen Fläche. Er hätte jetzt die Klinge nach unten drücken und in die Hand hacken können.

Der Gedanke daran kam ihm nicht einmal. Statt dessen öffnete er seine Faust, so daß die Waffe der Hand entgleiten und in die offene Fläche hineinfallen konnte.

Die junge Frau faßte zu. Sie umschloß dabei die Klinge und nicht den Griff. Es hätte jetzt Blut hervorquellen müssen, was aber nicht geschah. Die Hand blieb unverletzt.

Aus dem Mund des Mannes drang ein tiefes Stöhnen. Plötzlich veränderte sich die Welt. Sie wurde zu einem rasenden Inferno, in das von unten her ein Blitz hineinstach.

Das Messer! dachte er noch.
Danach war nur noch der wahnsinnige Schmerz da, das Brennen in seinem Gesicht, das Blut, das von der Stirn her in seine Augen rann und alles überschwemmte.
Und wieder stieß Silva zu!
Ein furchtbarer Schrei löste sich aus Luigis Kehle. Er taumelte wie ein Blinder durch den Raum, während Silva herumfuhr, das Rasiermesser mit der blutigen Klinge in der Hand, und sich ihrem zweiten Gegner zuwandte.
Sergio glaubte an einen bösen Traum, aus dem er sich nur durch einen Schuß erlösen konnte.
Er besaß die Waffe, hielt sie sogar fest, nur bekam er sie nicht in die Höhe.
Silva kam auf ihn zu. Sie schüttelte den Kopf, und Sergio gehorchte. Er ließ von der Waffe ab.
Inzwischen sackte Luigi zusammen. Er hatte sich nicht mehr halten können. Am Boden saß er und lehnte mit dem Rücken am Sofa, seine Hände vor das blutende Gesicht gepreßt.
Sergio aber schaute nur in die Augen, in denen die beiden Teufelsfratzen zu sehen waren. Sie allein nahmen sein Blickfeld ein. Sie waren es, die ihn lähmten.
»Ich bin da«, sagte sie nur.
»Bitte, ich…«
»Nein!«
Sie schlug zu. Das Messer vollführte wilde, tanzende Bewegungen. Es fegte Sergio den Hut vom Kopf, und sie hörte einfach nicht auf.
Schlimm wurde es. Schlimm und tödlich.
Unter dem Einfluß des Satans hatte sich Silva in eine rasende Bestie verwandelt.
Als sie dann aufhörte, lebten beide Männer nicht mehr. Und in der Wohnung breitete sich die Stille des Todes aus…

***

Sheila Conolly hätte ihr Ziel eigentlich schon früher erreicht, aber ein Wasserrohrbruch hatte sie aufgehalten. Mitten in London war ein neuer See entstanden, der Verkehr mußte umgeleitet werden, es kam zu Staus, und Sheila fragte sich, ob es überhaupt Sinn hatte, zu Silva Mancini zu fahren.
Eigentlich konnte sie mit der Person nicht viel anfangen, sie erinnerte sich nur schwach an sie. Hoffentlich waren es ihre Informationen auch wert, daß sich Sheila bei diesem miesen Spätherbstwetter durch London quälte.
Der Stau löste sich nur zäh auf. Sheila sah neben sich einen Wagen, in dem ein Mann saß, der sie frech angrinste und entsprechende

Handzeichen machte.
Die blonde Frau schüttelte nur den Kopf, worüber sich der Knabe noch mehr amüsierte.
Schließlich zog sie vorbei und konnte etwas mehr auf das Gaspedal drücken.
Sie fuhr den Porsche gern. Allerdings hätte sie für die City den Golf nehmen sollen. Egal, sie rollte weiter und dachte im Laufe der Zeit über Silva nach.
Natürlich hatte sie immer wieder über sie gelesen oder das Mädchen auf den Titelseiten der weltberühmten Gazetten gesehen. Man riß sich in den Staaten ebenso um sie wie in Europa. Silva war super, und sie kassierte auch super.
Diese junge Frau hatte etwas an sich, was eigentlich nur alle fünf Jahre einmal vorkam. Zudem paßte sie in den Trend, der ja wegführte von den knochigen Models und hin zu den Frauen, die Figur besaßen.
Damit konnte Silva aufwarten. Zudem lockte ihr Gesicht. Zum einen befand sie sich in einem Alter, wo man sie noch als eine Kindfrau glaubhaft abbilden konnte, zum anderen machte sie auch als Vamp eine hervorragende Figur, hatte sich nie nackt abbilden lassen und sah manchmal in der lockeren Kleidung nackter aus als ausgezogen.
Ein Phänomen, die Kleine.
Und jetzt hatte sie Furcht. Sheila konnte es nicht fassen, was sie erzählt hatte. Die Veränderung der Augen, das Abbild des Teufels, das konnte möglicherweise auch Einbildung gewesen sein. Andererseits hielt Sheila das Mädchen nicht für eine überspannte und neurotische Spinnerin. Es mußte mehr hinter der Sache stecken, das sagte ihr das Feeling.
Mehr als doppelt so lange wie normal benötigte sie, um das Ziel zu erreichen.
Das Haus lag in einer ruhigen Straße und gehörte zu den älteren Gebäuden, die renoviert worden wären, innen entsprechend aussahen, so daß die Besitzer die entsprechend hohen Mieten kassieren konnten. Von der Seite her war zu sehen, daß dieses Haus noch einen Anbau besaß, der nach hinten hinausführte.
Die breite Tür war nicht geschlossen. Sheila wunderte sich nicht darüber. Sie betrat den Hausflur und hatte auf dem Klingelbrett entdeckt, daß sie bis nach oben durchgehen mußte. Auf den alten Gitterlift wollte sie verzichten.
Ein hohes Treppenhaus, beinahe schon vergleichbar mit einer Kirche. Keine Fenster, aber trotzdem Licht, das aus sternförmig angelegten Schalen von der Decke herabfiel.
Ein Haus, in dem man sich wohl fühlen konnte. Vielleicht auch deshalb, weil kein Krach an Sheilas Ohren drang. Die Ruhe empfand sie schon als ungewöhnlich.

In vielen Häusern verengten sich die Flure zum Dach hin. Hier nicht. Sheila wunderte sich, wie breit das Treppenhaus doch blieb. Als sie die letzte Etage erreichte, da öffnete sich der Flur wie ein kleiner Garten, denn das Geländer hatte jemand mit weißer Farbe angestrichen, so daß es sich von dem in den unteren Etagen unterschied.

Vor der Tür blieb Sheila stehen. Sie zeigte einen warmen Holzton und erinnerte Sheila an die Eingänge zu gewissen Bauernhöfen, die man im Süden Europas fand.

In schwer wirkenden, geschwungenen Buchstaben war der Name Mancini auf dem Holz befestigt worden. Kein Hinweis auf den Job, was Sheila gut fand. Sie hatte geklingelt, nur kam niemand, um zu öffnen, was sie nicht nur wunderte, sondern auch mißtrauisch machte, denn Silva hatte sie schließlich erwartet.

Es war nichts von ihr zu sehen. Ein zweites Mal schellte Sheila nicht, sie faßte nach der Klinke, unter der sich ein modernes Zylinderschloß befand, und wunderte sich im nächsten Augenblick, daß die Tür nicht verschlossen war.

Schwer schwang sie nach innen, gab den Blick auf eine viereckige Diele frei, die Sheila zögernd betrat. Nicht allein deshalb, weil sie fremd war, sie hatte auch einen Geruch wahrgenommen, über den sie einfach nachdenken mußte.

Es war ein Geruch, der sie an etwas erinnerte, das sie selbst nicht mochte.

So schwer, so süßlich, an Blut vielleicht…

Über Sheilas Rücken rann ein Schauer. Sie erschrak über ihre eigenen Gedanken, aber sie konnte diese nicht verdrängen, denn der Blutgeruch blieb.

Sheila schüttelte sich. Sie blieb etwa in der Flurmitte stehen. Ihr Blick fiel gegen einen Spiegel, der schief hing, als wäre jemand dagegen gestoßen. War Silva etwas zugestoßen?

Sheila hörte sich selbst rufen und kannte ihre eigene Stimme kaum wieder.

Sie hörte sich ängstlich und abwartend an. Irgendwo hatte sie auch den Eindruck, etwas völlig Falsches zu machen. Sie betrat ein Gebiet, das zwar normal aussah, über dem jedoch eine finstere Drohung lag. Davon zeugte auch die Stille, die ihr nicht normal vorkam. Sie war zäh, sie war da und beklemmend.

Es zweigten mehrere Türen ab, und Sheila hatte die Auswahl.

Sie entschied sich für die Tür, die ihr gegenüberlag. Außerdem kam sie ihr sehr breit vor. Sie war auch nicht geschlossen, nur angelehnt.

Sheila zog sie behutsam auf. Sie war plötzlich auf alles gefaßt, auch darauf, daß sie zu spät gekommen war und Silva nur noch als Leiche vorfand.

Der Raum war toll eingerichtet. Er traf auch ihren Geschmack. Dieses ländliche, gleichzeitig etwas Überladene, die Freude an voluminösen Stoffen und Dekorationen, das alles sagte ihr sehr zu, aber das erfaßte sie nur mit einem kurzen Blick.

Dann wurde es schlimm.

Blut, wohin sie schaute.

Auf dem Teppich, den Möbelstücken, den Stoffen. Ein furchtbares Muster, makaber hingesprenkelt, und sie konnte sich sehr gut vorstellen, daß dieses Blut nicht von Tieren stammte.

Etwa von Silva?

War die Person einem wahnsinnigen Killer in die Hände gefallen? Sheila hätte am liebsten das Weite gesucht, doch sie überwand sich selbst und ging vor.

Nein, es war nicht Silva, die tot am Boden lag. Rechts und links von ihr, jeweils dicht an den Zimmerwänden sah sie die Leichen der beiden Männer, die einen fürchterlichen Anblick boten. Jetzt wußte sie auch, weshalb das Zimmer so schlimm aussah. Hier mußte jemand mit einem Messer oder einem ähnlich schlimmen Gegenstand gewütet haben.

Sie zog ihre Schultern hoch. Ein Schrei des Entsetzens drang nicht aus ihr hervor. Sie hatte einfach gelernt, sich zu beherrschen, den Schock aber konnte sie nicht zurückdrängen. Er ließ sie bleich werden und zittern. Sie hatte Mühe, normal stehen zu bleiben, die Beine wollten nachgeben, aber sie schaffte es.

»Mein Gott!« hörte sie sich flüstern. »Mein Gott, wer tut denn so etwas…?«

Die Frage hatte sie sich halblaut gestellt, die Antwort schob sich in ihre Gedanken hinein.

Silva!

Sheila erschrak vor ihren eigenen Gedanken. Nein, das war eigentlich unmöglich. So wie sie das Model in Erinnerung gehabt hatte, war es ein sehr nettes Mädchen gewesen…

Andererseits dachte sie wieder an den Anruf. Da hatte Silva von einem Ausdruck in ihren Augen berichtet, der wirklich nicht normal gewesen war. Zweimal hatte sich die Teufelsfratze dort gezeigt.

Eigentlich ein Wahnsinn, überhaupt nicht nachvollziehbar, möglicherweise eine Einbildung, eine Lüge.

Oder doch nicht?

Sheila hätte die Wohnung am liebsten fluchtartig verlassen. Das wiederum brachte sie nicht fertig.

Irgendwo reagierte ihr Gehirn völlig automatisch. Sie wußte genau, was sie zu tun hatte. Die Polizei mußte zuerst verständigt werden, dann wollte sie bei sich zu Hause anrufen. Möglicherweise waren Bill, Suko und John schon da. Ihr Mann hatte davon gesprochen, die

Freunde nach dem Krankenhausbesuch noch auf einen Drink einzuladen.

Ja, so mußte es ablaufen. So und nicht anders. Mit einer sehr langsamen Bewegung wischte sie über ihre Stirn.

Das Telefon konnte sie einfach nicht übersehen. Es war ziemlich groß, schwarz und gehörte noch zu den alten Apparaten aus den fünfziger Jahren.

Sheila hatte sich schon zu dem Apparat umgedreht, als sie aus der Diele ein Quietschen vernahm, wie das von Türangeln.

Außer ihr und den beiden Toten befand sich noch jemand in der Wohnung! Wer? Der Mörder?

Das schoß durch ihren Kopf. Wilde und gleichzeitig ängstliche Gedanken. Sheila dachte daran, daß sie unbewaffnet war. Die Pistole lag im Haus. Wer lief auch schon mit einer Waffe durch die Gegend, wenn er einen Bekannten besuchte?

Die Luft war zwar gleich geblieben. Sheila hatte trotzdem den Eindruck, als würden Eiskörner herumfliegen, die sie auch berührten.

Dieses Zimmer war zu einer Falle geworden. Sheila mußte einfach weg, dann aber durch den Flur.

Wer lauerte dort?

Sie spürte den Druck zwischen Kehle und Magen. Er hing dort fest, sie bekam ihn auch durch Schlucken nicht weg, hielt den Atem an und lauschte in Richtung Diele.

Nichts mehr zu hören…

Eine Täuschung vielleicht? Es wäre ihr am liebsten gewesen, wenn die überreizten Nerven ihr einen Streich gespielt hätten. Obwohl nur wenige Sekunden vergangen waren, kam ihr die Zeit unheimlich lang vor. Es war einfach schlimm, sie stand wie in einem Morast, in dem sie sich kaum bewegen konnte.

Sie wollte zwar noch die Polizei alarmieren, nur von einem anderen Apparat aus. Draußen gab es sicherlich eine Zelle in der Nähe, hier erst einmal weg.

Ruckartig oder vorsichtig die Tür öffnen?

Sheila Conolly entschied sich für die erste Alternative. Sie zerrte die Tür mit einem heftigen Ruck auf.

Frei lag die Diele vor ihr.

Und sie sah auch die offene Tür zum Bad. Was hinter der Schwelle lag, interessierte sie nicht, sondern allein die Person, die auf ihr stand.

Es war Silva.

Sie grinste mit breitem Mund wie ein Dämon. Und sie hielt in ihrer rechten Hand ein Rasiermesser mit blutiger Klinge…

***

Ein Bild wie aus einem Alptraum!

Furchtbar, kaum faßbar, wie nachgezeichnet oder nachgestellt, aber leider real.

Silva trug Hosen und eine in der Mitte zerschnittene Leinenbluse. Erst jetzt entdeckte Sheila das rote Muster, das fremdes Blut auf dem Stoff der Bluse hinterlassen hatte.

Die Punkte hatten sich verteilt. Sie lagen sogar noch wie Kleckse auf den Schultern.

Silva sprach nicht, sie stand nur da und grinste. Den rechten Arm hielt sie halbhoch, das verfluchte Rasiermesser war einfach nicht zu übersehen. Als sie mit der Zungenspitze die Konturen ihrer Lippen nachzeichnete, sah das für Sheila mehr als widerlich aus.

Jetzt wußte sie, wer die beiden Männer getötet hatte. Eine Frau, fast noch ein Mädchen mit seinen zwanzig Jahren. Wie kam so etwas zustande? Wie schaffte es eine derartig harmlose Person, zwei Männer auf brutalste Art und Weise zu killen.

Plötzlich tummelten sich Kreissägen und Schmetterlinge in ihrem Magen. Angst überflutete Sheila, und sie fand auch die Lösung des Problems. In den Augen des Models zeichnete sie sich ab.

Zweimal die Teufelsfratze!

Grauenhaft anzusehen, überhaupt nicht passend, aber trotzdem alles beherrschend.

Zwei Männer hatte sie getötet, und sie würde auf eine dritte Person auch keine Rücksicht nehmen.

Davon ging Sheila aus. Sie machte sich nichts vor, denn sie befand sich jetzt in akuter Lebensgefahr.

Noch immer regte sich Silva nicht. Sie stand wie eine Säule auf der Schwelle, als würde sie auf einen bestimmten Befehl warten. Ihre Augen bewegten sich nicht. Kein Glitzern lag über den Pupillen, nur eben die beiden leuchtenden Teufelsfratzen.

Sheila holte zischend Luft. Erst das gab ihr den Mut, eine Frage zu stellen, doch dazu kam sie nicht mehr, denn die andere Person war schneller als sie.

»Ich werde ihn erringen! Ich werde es schaffen, mich auf den Höllenthron zu setzen!«

Sheila hatte die Sätze verstanden und glaubte trotzdem, sich verhört zu haben. Was faselte die Person da von einem Höllenthron, auf den sie sich setzen wollte? War das Unsinn? Wurden die Worte nur geboren, weil sie unter Schock stand?

Plötzlich kreiste der Boden. Sie dachte an nichts mehr, merkte aber, wie ein Ruck durch die Gestalt der Mörderin ging und sie sich in Bewegung setzte.

Sie hatte es besser, denn Silva würde, wenn nötig, die Wohnungstür als erste erreichen.

Also mußte Sheila schneller sein.

Sie rannte wie ein Kurzstreckenläufer, der die Pistole des Starters gehört hatte. Die Tür war nicht weit entfernt. Nur aufreißen mußte Sheila sie.

Der Schrei aus dem Mund der Mörderin hörte sich an wie das Fauchen eines Vampirs. Auch sie rannte zur Tür, sie wollte es einfach schaffen, und sie wollte zuvor noch Sheila an den Kragen.

Wer war schneller?

Silva schlug zu. Im Bogen und von oben nach unten jagte das Rasiermesser durch die Luft. Zudem hielt sie es schräg, so hätte sie Sheila Conollys Hals treffen können.

Sie traf ihn nicht.

Der Grund bestand darin, daß die Tür zu einer bestimmten Seite hin aufflog. Sie wirbelte Silva Mancini entgegen, die ihren Schlag nicht mehr abstoppen konnte und deshalb mit der scharfen Klinge in das Holz der Tür rammte.

Ihr Fluch war schlimm, doch er nutzte nichts mehr, denn Sheila hatte es geschafft, in den Flur zu springen. Doch sie war noch längst nicht in Sicherheit. Silva würde nicht aufgeben.

Sheila rannte um ihr Leben. Sie flog der Treppe entgegen, wäre beinahe die Stufen hinabgefallen, konnte sich am Geländer festhalten und polterte in Richtung nächster Etage.

Über sich hörte sie keine Schritte, dafür begleitete sie ein schrilles Lachen wie eine tödliche Melodie. Es endete, als Sheila fast die Haustür erreicht hatte. In dem Flur konnte sie die Abschlußworte gut verstehen.

»Der Höllenthron! Der Höllenthron wartet auf mich! Ich werde ihn besetzen! Ich allein…«

***

Wir standen da und waren entsetzt!

Sheila Conolly hatte uns alarmiert. Sie war nicht nach Hause gefahren, wir hatten uns praktisch in der Nähe des Tatortes getroffen, und auch die Mordkommission war bereits da.

Geleitet wurde sie glücklicherweise von unserem alten Freund Chiefinspector Tanner, dem Mann mit dem Filzhut, den er auch jetzt trug und einige Male mit dem rechten Mittelfinger von unten her gegen die Krempe schnippte.

Bill war bei seiner Frau geblieben. Sie saßen beide im Porsche, der neben dem großen Einsatzwagen der Mordkommission stand.

Tanner durchquerte die Diele wie ein unruhiger Tiger seinen Käfig. Drinnen ließ er die Spezialisten arbeiten. Andere waren unterwegs, um die Zeugen zu befragen.

»Du sagst nichts, John!«

»Warum auch?«

Tanner lachte. »Weißt du, was das ist, Sinclair?«

»Zwei Morde.«

»Auch. Aber das ist eine verdammte Scheiße, verstehst du? Ich habe mir die Leichen angesehen. Dabei ging es mir nicht darum, zu sehen, wie stark sie verletzt und wie sie getötet worden sind, nein, mich interessierten ihre Gesichter.«

»Dann kennst du sie«, sagte ich.

Tanner nickte so heftig, daß er seinen Hut beinahe verloren hätte. »Ja, ich weiß, wer sie sind.« Er schaute Suko an und mich. »Jetzt haltet euch fest, Leute.«

»Rede schon.«

»Das sind zwei Mafiosi. Typen, die eingesetzt werden, wenn es sehr brutal zugehen soll. Klar?«

Nein, es war nichts klar, überhaupt nichts. In meiner Kehle würgte der Kloß. Ich war durcheinander, ich konnte einfach keinen Zusammenhang zwischen Silva und den beiden Mafiosi erkennen, das sah mir der Chiefinspektor an.

»So kann man Pech haben, John.«

Ich hob die Schultern. »Das will ich nicht unbedingt behaupten, aber im Prinzip hast du recht.«

»Und ob ich recht habe.«

Ich ließ ihn stehen und betrat mit Suko zusammen das Mordzimmer, ohne die Männer zu stören.

Genau dort, wo die Leichen gelegen hatten, waren die Umrisse der Körper mit Kreide nachgezeichnet worden. Die Toten selbst lagen dicht zusammen, zudem auf dem Rücken und waren noch nicht in die Säcke eingepackt worden, die in der Nähe lagen.

Sie sahen aus wie Südeuropäer. Ich schloß auf Italien. »Sind Namen bekannt?« fragte Suko.

»Nein, nichts. Aber das kennen wir ja. Wenn derartige Typen unterwegs sind, dann tragen sie nichts bei sich, wodurch man sie identifizieren könnte. Ich bleibe dabei, sie arbeiten für die Mafia.«

»Und damit für Costello!«

»Richtig, Suko.«

»Fragt sich nur, was Silva ausgerechnet mit Logan Costello zu tun hatte?«

Tanner hob die Schultern. »Da können wir zunächst nur raten oder von Erfahrungswerten ausgehen. Das Mädchen ist zwar Engländerin gewesen, aber es stammte aus Italien. Möglicherweise müßte man da den Hebel ansetzen, um einer Lösung näher zu kommen.«

Ich widersprach. »Das glaube ich nicht, Tanner.«

»Und wieso nicht?«

»Ganz einfach. Weil Silva Mancini zuvor Sheila Conolly angerufen hat und von ihrer Veränderung innerhalb der Augen berichtete. Sheila

hat sie ja dann gesehen, mit dem Rasiermesser in der Hand. Und sie hat festgestellt, daß Silva nicht log.«

»Der Teufel demnach.«

»Richtig.«

Tanner zog die Nase hoch, bevor er sich schneuzte und über das naßkalte Wetter schimpfte. »Eigentlich könnte ich jetzt wieder jubeln, denn das deutete auf einen Fall hin, um den ihr euch kümmern müßt. Ich kann meine Aktivitäten vergessen.«

»Tatsächlich?« fragte Suko.

»Du hast recht, ich vergesse sie nicht. Ich will dem verfluchten Logan Costello an den Kragen. Vielleicht ist es möglich, ihm etwas ans Zeug zu flicken, obwohl die Chancen nicht gut stehen, wie ich aus Erfahrung weiß. Er wird alles abstreiten… na ja, ihr wißt schon.«

»Okay, Tanner, halten wir uns an Sheila und an die Aussagen der Mörderin, die sie gehört hat.«

»Du meinst den Höllenthron?«

»Richtig.«

Tanners Faltengesicht verzog sich noch mehr. Er sah aus, als wäre er dabei, auf einer Essiggurke zu kauen. »Ich kann damit nichts anfangen«, sagte er klar und deutlich.

»Ach ja?«

»Hör auf, Sinclair. Du weißt selbst, daß ich mich nicht in eure Angelegenheiten hineinmische. Falls es diesen komischen Höllenthron gibt, kannst du mir dann verraten, wo er steht?«

»Nein, kann ich nicht.«

»Also werdet ihr ihn suchen müssen.«

»Stimmt.«

»Und wo wollt ihr anfangen?«

»Nicht in der Hölle«, erwiderte Suko grinsend. »Die ist für uns meist verschlossen.«

»Hör mit den Witzen auf.«

»Das sind keine Witze, Tanner. Vielleicht will Silva tatsächlich in die Hölle hinein und sich dort auf den Thron setzen.«

Er war skeptisch. »Gibt es denn so etwas?«

Ich hob die Schultern. »Wenn du unseren Job hättest, würdest du das nicht fragen.«

»Ja, ja, ich sehe schon, ihr seid mir mal wieder voraus. Nur müssen wir mit dem Umfeld der Dame anfangen.« Er schaute sich um. »Schlecht hat sie wohl nicht verdient.«

»Lesen Sie keine Zeitschriften, Chef?« fragte einer der Männer, der uns zugehört hatte.

»Selten.«

»Silva war bekannt oder ist bekannt. Ein Top-Model, das viel mehr verdient hat als wir alle zusammen.«

Der Chiefinspector winkte ab. »Stimmt das, was der Knabe gesagt hat?«
»Ja.«
Tanner winkte jetzt mit beiden Händen ab. »Das ist natürlich nicht gut. In diesem Metier zu ermitteln, macht mir keinen Spaß.«
»Laß mal gut sein, Tanner, das übernehmen wir.«
»Und dabei findet ihr den Höllenthron.«
Ich grinste. »Wenn wir ihn haben, lassen wir dich darauf sitzen, Tanner.«
»Vielen Dank, aber ich verbrenne mir nicht so gern meinen Allerwertesten.«
»Gut«, sagte Suko. »Wir lassen dich jetzt allein und reden noch mit Sheila Conolly.«
»Okay, nichts dagegen.«
Wir fanden Sheila zusammen mit Bill neben dem Porsche stehend. Beide hatten die Krägen ihrer Mäntel hochgeschlagen. Sheila saß blaß aus, und Bill hatte einen Arm um ihre Schultern gelegt.
»Was Neues?« fragte er.
Ich schaute meinen Atemwolken nach, die wie Dampf aus dem Mund quollen und sich mit dem Dunst über London vermischten. »Wie man's nimmt. Die Toten gehören wahrscheinlich der Mafia an.«
»Nein!«
»Doch.«
»Aber was hat denn Silva mit der Mafia zu tun gehabt?«
Suko gab die Antwort. »Wir nehmen an, daß man versuchte, sie zu erpressen. Du weißt doch, daß die Ehrenwerte Gesellschaft überall abkassiert. Auch neue Märkte müssen erschlossen werden. Dazu kann die Mode gehören, die ja zum Großteil auch in Italien kreiert wird. Das sind Milliardenumsätze«, Suko winkte ab. »Was erzähle ich euch das. Sheila weiß es viel besser.«
Sie hatte zugehört und nickte mit bleichen Zitterlippen. Die Kälte kam bei ihr auch von innen, kein Wunder nach diesem Erlebnis.
»Hat Tanner eine Fahndung eingeleitet?« wollte Bill wissen.
»Das versteht sich.« Suko runzelte die Stirn. »Eigentlich müßte sie auffallen. Sie trug nur die Bluse und die Hose, wie Sheila sagte. Bei diesen Temperaturen läuft kein Mensch in einem derartigen Aufzug über die Straße.«
»Ja, nur kann ich mir vorstellen, daß sie Hilfe bekommt.«
»Vom Teufel, John?«
»Richtig.«
»Und dann wäre da noch der Höllenthron.«
Bill lachte auf, als er die Worte, hörte. »Das ist gut. Wo willst du ihn finden, Suko? Wenn du über den Begriff nachdenkst, müßten wir in die Hölle, um an den Thron zu gelangen. Oder sehe ich das falsch?«

»Keine Ahnung.«
Auch ich hielt mich da raus. »Wir sollten wirklich ihr Umfeld unter die Lupe nehmen«, schlug ich vor. »Etwas anderes wüßte ich bisher nicht. Was meint ihr?«
Suko winkte ab. »Das wird langweilig werden. Herumrennen und so tun, als würden wir etwas erreichen, das ist nicht mein Fall.«
Meiner war es auch nicht, doch eine bessere Lösung fiel mir nicht ein. »Außerdem ist nicht gesagt, daß der Thron unbedingt in der Hölle stehen muß. Er kann auch sinnbildlich gemeint sein. Ich möchte mich da nicht festlegen.«
»Gut, dann suchen wir querbeet.«
Sheila hatte einen Einspruch. »Bitte, Bill, ich möchte nach Hause. Fährst du mich?«
»Klar doch.« Er wandte sich an uns. »Wenn ihr eine Spur habt, laßt es mich wissen.«
»Ehrensache.«
Wir verabschiedeten uns von Sheila, die dabei zuckend lächelte. Dann dampften die beiden ab.
»Und wir?« fragte Suko.
»Gehen hoch und helfen mit, die Wohnung zu durchsuchen. Vielleicht finden wir einen Hinweis darauf, wo sie stecken könnte.«
»Optimist.«
Ich hob nur die Schultern…

***

Silva hatte ihren linken Arm ausgestreckt und die Hand so weit geöffnet, daß ihr Begleiter es schaffen konnte, eine Klaue in die Handfläche zu legen.
Es war tatsächlich eine Klaue. Schwarzhaarig. Sie fühlte sich fettig an, und auch die Gestalt, die zu dieser Klaue gehörte, sah so widerlich aus.
Es war kein Mensch, es war ein Monstrum!
Ein dreieckiges Gesicht, ein breiter Mund, beinahe schon ein Maul; die langen Stiftzähne blinkten metallisch. Dazu der schwarze Körper, aus dessen Poren ein widerlicher Schwefelgeruch drang, der Silva allerdings nichts ausmachte.
Sie fühlte sich sicher in der Hand und unter dem Schutz des Höllenfürsten. Er, der für eine gewisse Zeit in ihr gewesen war, hatte sich ihr nun offenbart und sie unter seine Fittiche genommen, um sie zum Höllenthron zu führen.
Sie gingen nicht, sie schwebten. Silva konnte beim besten Willen nicht sagen, wo sie sich befand.
Um sie herum lag die Finsternis so dicht wie schwarze Schmiere. Sie bewegten sich durch eine Welt, die keine war, die sie nicht sah, aber

wohl hörte und fühlte.

Hin und wieder drangen schrille Schreie an ihre Ohren. Auch huschte dann und wann etwas über ihre Haut hinweg, eklig und glitschig, aber sie fürchtete sich nicht.

Der Teufel hatte sich ihrer angenommen.

Er war plötzlich erschienen, noch innerhalb der Wohnung, hatte sie bei der Hand genommen und sie in ein Reich gezerrt, das er sein Eigen nannte.

Natürlich hatte sich Silva schon Vorstellungen von der Hölle und deren Aussehen gemacht. Als Kind hatte man ihr erzählt, daß die Hölle aus einem gewaltigen Flammenmeer bestand, das jedoch wollte sie nicht so recht glauben.

Später war sie mit der Karriere beschäftigt gewesen, und dann, als sie die Literatur über Schwarze Magie las, bekam sie ein anderes Bild von der Hölle.

Nicht das ewige Feuer, da war die Hölle, der Mensch oder das, was er im Bösen aufbaute, im Hintergrund. Er kümmerte sich um sie, und er hatte ihr von seinem Höllenthron berichtet, der auf sie wartete.

»Warum auf mich?«

Diese Frage hatte den Teufel nicht überrascht. »Weil du es verstehst, Menschen in deinen Bann zu ziehen. Du bist berühmt, du bist schön, du bist in gewisser Hinsicht einmalig. Dich lieben die Menschen, und dir nehmen sie auch etwas ab.«

»Was denn?«

»Eine Botschaft, meine Botschaft. So will ich es. Du sollst die. Schönen in meine Arme führen. Ich werde dir beweisen, wie gut ich bin und wie gut du noch sein kannst, wenn du nur richtig geführt wirst.«

Damit hatte sich Silva Mancini abgefunden und auch keine weiteren Fragen mehr gestellt, was ihren Beruf anging oder ihre nähere Zukunft. Dies alles war zweitrangig geworden, für sie zählte einzig und allein der nächste Erfolg.

Sie hörte das Lachen neben sich.

Scharf und auch irgendwo heiß, denn es wurde von einer Wolke aus Schwefeldampf begleitet, die sie wie ein stinkender Vorhang umfing, der jedoch keinen Ekel in ihr weckte.

»Wir sind gleich da. Wir haben die Zeiten durchwandert, wir sind in meiner Welt.«

»Wo ist die?«

»Überall und nirgendwo…«

Mit dieser Antwort konnte Silva nicht viel anfangen. Deshalb ließ sie sich überraschen.

Und sie wurde überrascht, denn schlagartig verschwand die Finsternis vor ihren Augen. Als hätte jemand einen Vorhang mit einem

rasanten Ruck zur Seite gezogen.
Ihr Blick war frei, und er konnte hineindringen in eine ihr ebenfalls fremde Welt.
War das die Hölle?
Sie zitterte plötzlich, sie wußte es nicht, sie sah in eine fremde Umgebung, die mit dunklen Farben ausgefüllt wurde. Über dem Boden krochen geisterhafte grüne Schwaden. Zwei violett schimmernde Säulen ragten daraus hervor und stachen ins Nichts. Eine Decke oder etwas Ähnliches konnte sie nicht erkennen.
Der Teufel blieb stehen, auch sie stoppte ihren Schritt. »Wo… wo sind wir hier?«
Asmodis lachte zischend. »Bei mir.«
»In… in der Hölle?«
»Wie du siehst.« Er ließ ihre Hand los, die Silva anhob und eigentlich hätte erschrecken müssen, weil sie auf ihrer Handfläche den Abdruck der Teufelsklaue zeigte. Er schien hineingebrannt zu sein.
Sie fürchtete sich nicht davor, sondern lächelte, denn sie sah diesen Abdruck als Band zwischen ihr und dem Teufel an.
»Du kannst jetzt gehen, Silva.«
»Wohin…?«
»Schau in die Lücke zwischen den Säulen. Dort siehst du, daß ich mein Versprechen halte.«
Noch sah sie nichts. Erst als sie einige Schritte nach vorn ging, da erkannte sie den Gegenstand.
Es war der Höllenthron!
Erwartet hatte Silva einen von Feuer umloderten Sessel, pechschwarz und mit hoher Rückenlehne, dieser hier sah jedoch völlig anders aus.
Ein grünblauer, weicher, sehr bequemer Sessel mit wuchtigen Armlehnen und einer hohen Rückenlehne. Das Leder umschloß die Polster wie eine zweite Haut.
Es war schon eingesessen, sah sehr bequem aus, hatte Falten geworfen, und auf der Sitzfläche hatten sich Vertiefungen oder kleine Hügel gebildet.
Ein Sitzmöbel zum Relaxen, das den Anspruch eines Höllenthrons nicht gerecht wurde.
Silva zeigte sich verunsichert. Der Teufel selbst hatte sich zurückgezogen, aber sie merkte sehr genau, daß sie nicht allein war. Irgend etwas umgab sie, es waren Geister oder Schatten, die dem Teufel dienten und sie auf ihre Weise willkommen hießen.
Wieder glitten sie des öfteren über das Gesicht der Silva Mancini. Sie krochen in ihre Kleidung hinein und glitten über die nackte Haut. Silva roch und schmeckte sie.
»Du wirst dich wohl fühlen!« klang die Stimme des Teufels auf. Wo er stand und redete, konnte Silva nicht herausfinden. Seine Stimme

drang von allen Seiten auf sie ein. »Er ist ein besonderer Sessel, weich und anschmiegsam. Was wie Leder aussieht, das ist auch Leder. Nur nicht von Rindern oder Schweinen. Ich habe die Polster mit der Haut meiner Feinde überziehen lassen. Menschenhaut!« rief der Teufel und fügte ein lautes, brüllendes Lachen hinzu.

Silva Mancini erschrak nicht vor diesem scheußlichen Geständnis. Sie nahm es hin, und sie achtete besonders auf den psychischen Magnetismus des Throns, denn sie wurde von ihm angezogen wie das Metall von einem Magneten.

Automatisch schritt sie auf ihn zu.

Und wieder waren die nicht sichtbaren Gestalten bei ihr. Sie zerrten an ihrer Kleidung, hoben die Bluse an, die bald über ihrem Kopf schwebte und als Fetzen in das Dunkel hineinjagte.

Auch die Hose zerrte man ihr vom Körper. Bis auf den winzigen Slip stand sie nackt in der Schwärze und, bot ihren Körper der Finsternis und dem im Hintergrund lauernden Teufel dar, denn er hielt sie unter Beobachtung.

Sein glühendes Augenpaar stand wie gemalt in der Finsternis. Es wirkte größer als normal und besaß noch so viel Leuchtkraft, daß Silva das Gesicht erahnen konnte.

Gier stand darin…

»Ja!« flüsterte ihr der Teufel sehr deutlich zu. »Ja, ich habe mich in dir nicht getäuscht. Du bist schön, du bist perfekt. Die Menschen wußten schon, weshalb sie deinen Körper anschauten. Ich aber mache dich unsterblich. Du wirst meine Prinzessin sein; du wirst mich vertreten und die Menschen zu mir bringen. Ich brauche wieder einen Erfolg, der mir in Deutschland nicht vergönnt gewesen ist, als ich meine alte Wirkungsstätte besuchte und dafür sorgen mußte, daß Dracula II, der Vampir, in Sicherheit gebracht werden mußte. Ich werde den Erfolg haben, denn du schaffst es, die Menschen zu locken.«

»Nur die Menschen?« rief sie dem Höllenherrscher entgegen.

»Was meinst du damit?«

»Ich will dich, Satan. Ja, ich will dich. Ich habe oft genug gelesen, wie die Hexen der Vergangenheit mit dir buhlten. Da spürte ich das Kribbeln in mir. Es war wie Strom, der mich durchfloß, und ich wünschte mir, daß auch ich dazu gehörte.«

Der Teufel freute sich. »So muß es sein!« rief er. »So wird es auch sein. Ich habe dich bei den Schwarzen Messen erlebt, aber ich hielt mich zurück. Ich wollte nicht die anderen, ich wollte dich, und ich werde dir sehr bald meine Gunst bezeugen. Erst aber wirst du deine Aufgabe erledigen. Setz dich auf den Thron.«

»Ja, Meister, ich werde ihn einnehmen.« Aus ihrer Stimme klang die satte Zufriedenheit, und sie nickte sich selbst zu. Sie war so froh, sie

liebte dieses neue Leben, das mit der Thronbesteigung seinen Abschluß finden sollte.

Aus dem Nichts wehte etwas auf sie zu. Zuerst dachte sie an einen Schatten, der sich gelöst hatte, sie wollte ihm schon ausweichen, als sie den weichen, schmeichelnden Stoff auf ihrer nackten Haut spürte. Er war so sanft, als er sich noch einmal in die Höhe wellte, über ihr schwebte und mit dem Ausschnitt zuerst über ihren Kopf hinwegglitt.

Silva Mancini genoß es, von unsichtbaren Händen eingekleidet zu werden. Das Kleidungsstück rann wie ein warmer Regen an ihrer nackten Haut entlang und endete mit seinem weit geschwungenen Saum in Höhe der Oberschenkel.

Ein Cape war über sie gestreift worden, und als sie den Kopf hob, da schälten sich für einen Moment die unsichtbaren Helfer aus der schwarzen Finsternis.

Es waren geflügelte Wesen mit grellen Köpfen. Dämonen, fliegende Monstren, ein furchtbares Etwas und mit dem menschlichen Verstand nicht zu erklären.

Die Helfer des Satans standen auch ihr zur Seite…

Silva lächelte ihnen entgegen. Dann strich sie mit beiden Händen über den Stoff ihres neuen Kleidungsstücks und bügelte somit die Falten aus, die es geworfen hatte.

Jetzt konnte sie auch die letzten Schritte gehen, um das große Ziel zu erreichen.

Von den Knöcheln bis zu den Oberschenkeln war sie nackt. Da lag ihre Haut frei. Auf ihr spürte sie die Wärme des Throns zuerst, als sie sich auf ihm niederließ.

Wie hatte der Satan gesagt?

Aus Menschenhaut war das Leder gefertigt, und Silva sank darin ein wie in einem Daunenkissen.

Sie überkam ein unbeschreibliches Gefühl. Automatisch nahm sie ihre Lieblingsstellung ein, indem sie die Beine anzog und sie ebenfalls auf die Sitzfläche legte.

Nur so konnte sie die Haut richtig genießen, die nicht nur weich und anschmiegsam war, sondern eine Wärme abstrahlte, als wäre noch Leben in ihr.

Für sie verbreitete der Sessel eine Botschaft. Er hüllte sie ein, er war wie ein Schutz und gleichzeitig ein Zeichen des Teufels, denn oberhalb der Rückenlehne bogen sich die gleichen Hörner ihre Spitzen entgegen, die auch aus der Stirn des Teufels gewachsen waren.

Asmodis hatte sein Zeichen hinterlassen. Ein jeder, der den Thron sah, würde erkennen, wer dahintersteckte.

Aus dem Finstern löste sich eine Gestalt. Der Teufel kam lautlos auf den Thron zu. Er ging ein wenig geduckt, sein linkes Bein zog er nach. Das dreieckige Gesicht schimmerte in einem düsteren Rot, und seine

Augen leuchteten diesmal gelbblau.

Als er stehenblieb und seine Pranken gegeneinanderrieb, da knisterte die Haut, produzierte Funken, die über die Handflächen hinwegsprangen und einen regelrechten Tanz aufführten.

»Gefällt er dir?«

Silva konnte nur nicken, nicht sprechen, weil die neuen Eindrücke sie einfach überwältigt hatten.

Sie dachte daran, daß es gut gewesen war, sich durch die bestimmte Literatur auf gewisse Dinge vorzubereiten. Was sie hier erlebte, das hätten sich die anderen Mitglieder der Schwarzen Messe nicht einmal träumen lassen.

»Er ist von mir. Ich habe ihn den Höllenthron genannt, und er wird zu einem Stück von dir werden, Silva. Du wirst erkennen, welche Macht du plötzlich hast. Macht über Menschen, die du in meinem Sinne weitergeben wirst.«

»Das möchte ich auch.«

»Dazu wirst du zusammen mit dem Thron mein Reich verlassen müssen. Du sollst nicht mehr hier in meiner Welt bleiben, deine steht dir jetzt offen. Ich habe dir einen bestimmten Platz ausgesucht, den du einnehmen wirst. Die Menschen, die du dort triffst, werden von dir fasziniert sein, das verspreche ich dir. Es ist alles vorbereitet worden, denn, wer dort hingeht, wo ich dich hinhaben will, der möchte etwas erleben, der möchte in sein und andere Dinge machen, als es die normale Bevölkerung tut. So etwas wie der Höllenthron war noch nie da, Silva. Man wird dich mit allen Ehren empfangen, damit du meine Botschaft verkünden kannst. Du bist für sie unbesiegbar. Es werden Dinge geschehen, die den Verstand der Menschen überschreiten, und ich möchte dir noch ein Andenken mit in deine Welt geben. Hier…«

Der Teufel bewegte seine rechte Hand. Plötzlich steckte etwas quer zwischen seinen Fingern, das glänzte und Reflexe warf, obgleich es von keinem Lichtstrahl getroffen wurde.

Es war das Rasiermesser!

»Deine Mordwaffe!« flüsterte der Höllenherrscher mit rauher, bebender Stimme. »Nimm sie an dich. Du wirst schon sehr bald mit ihr deine Zeichen setzen. Gibt es jemand, den du haßt?«

»Ja!« stöhnte sie. »Ja…«

»Dann hol ihn dir. Sage ihm Bescheid, daß er zu dir kommen soll. Quäle ihn.«

»Danke. Das werde ich machen!« Wieder bewegte der Teufel seine Pranke. Einen Moment später wirbelte das Rasiermesser auf Silva zu. Geschickt fing sie es mit dem Griff zuerst auf. Sie schaute auf die Klinge, die keine Blutflecken mehr aufwies, und um ihre Lippen huschte ein Lächeln.

»Wen würdest du gern besuchen? Wem willst du dich zeigen? Weißt

du den Namen?«
»Ja, Eddy de Soto.«
»Bitte, meine Liebe. Geh zu ihm, zeige dich ihm, und erkläre ihm, daß er zu deinem Fest kommen soll.«
»Ich werde es tun!« flüsterte sie, und ihre Augen glänzten in wilder Vorfreude…

***

Suko war auf die Idee gekommen und hatte es digitales Arbeiten genannt. Auf der einen Seite Chiefinspector Tanner, auf der anderen Seite wir. Gemeinsam hatten wir eine Liste der Leute erstellt, die wir befragen wollten, denn irgendwo mußte es ja eine Spur geben, die zu Silva Mancini führte.
Zum Glück hatte uns ihr Notizbuch geholfen, das wir in der Wohnung fanden, und ich hatte den Vorschlag gemacht, auch Jane Collins mit einzuspannen.
Also machte auch sie mit, um die Menschen zu befragen, mit denen Silva Kontakt gehabt hatte.
Das nahm nicht nur Stunden in Anspruch, auch Tage. Wir erlebten eine Szene, die uns relativ unbekannt war, in der es aber von verrückten Typen nur so wimmelte.
Die Mode- und Fotografenwelt, wo sich ein jeder für den Besten überhaupt hielt und mehr über sich als über Silva Mancini sprach, obwohl man zugeben mußte, daß sie Extraklasse war.
Wir erzählten immer wieder dasselbe. Daß wir sie wegen einer Zeugenaussage suchten.
Man nahm uns das ab. Konkrete Ergebnisse brachte unsere Fragerei nicht, und es war Tanner, der irgendwann das Handtuch schmiß und uns erklärte, daß er sich um andere Dinge zu kümmern habe.
»Wir bleiben am Ball«, versprach ich.
»Hoffentlich.«
Am dritten Tag standen nur mehr wenige Besuche auf unserem Programm. Die Bekannten, die in anderen Ländern lebten, hatten wir abtelefoniert. Einige waren nicht zu erreichen gewesen, andere wiederum hatten wir beim zweitenmal erwischt.
Mittags trafen wir zusammen, um zu berichten. Da hob Suko die Schultern, und ich pflichtete ihm bei. Auch Jane Collins schien erfolglos gewesen zu sein.
Beim Löffeln einer dicken Minestronesuppe erkundigte ich mich bei der ehemaligen Hexe, welche Namen noch auf ihrer Liste standen.
Jane pustete eine blonde Haarsträhne zur Seite und legte die Salatgabel neben den Teller.
»Nur noch einer.«
»Wer denn?«

»Ein Agent. Er heißt Eddy de Soto.«
Ich hob die Schultern und mußte laut sprechen, weil hinter uns neue Gäste eingetroffen waren und palaverten. »Den kenne ich nicht. Wohnt der Knabe hier in London?«
»Ja, im Yuppie-Milieu.«
»Was heißt das?« fragte Suko und schob einen letzten Bissen Thunfisch in den Mund.
»Du weißt schon. Ein bißchen Eastside, wo man renoviert hat und wo sich die Möchtegern-Typen herumtreiben. Die Schickis, die Mickis und die, die es gerne wären.«
Ich lächelte Jane zu. »Gut, fahr hin. Du bist genau die richtige Person.«
»Wie meinst du das denn?«
Ich grinste breit. »Ein bißchen schicki, ein bißchen micki…«
»Hör auf, sonst werde ich zur Raubkatze.« Sie funkelte mich an. Dann wurde sie sachlich. »Kleine Frage nebenbei. Was habt ihr denn so vor?«
»Noch drei Namen auf der Liste.«
»Seid ihr bis zum Abend durch?«
»Das hoffe ich stark.«
Suko, der seinen gewaltigen Salat verputzt hatte, nickte im Takt dazu.
Jane tupfte ihre Lippen ab. »Wo sehen wir uns?«
»Bei dir?«
»Gut, ich sage Sarah Bescheid.« Sie stand auf und schnappte ihren Mantel. Uns zuwinkend, verließ sie das Lokal. »Bis später dann.«
»Okay.«
Wir blieben zurück. Beide verspürten wir keine große Lust, aufzustehen, es hing uns zum Halse raus, immer nur Adressen abzuklappern und erfolglos zu sein.
»Dieser Fall ist wie ein Kreis, aus dem du nicht herauskommst«, erklärte Suko.
»Richtig.« Ich brannte mir eine Verdauungszigarette an. »Dabei habe ich das Gefühl, daß er sich trotzdem voranbewegt. Nur sitzen wir außen. Es geschehen Dinge, über die wir nicht informiert sind.«
»Mit Silva Mancini?«
»Mit wem sonst?«
»Hoffentlich endet das nicht in einer weiteren Katastrophe.« Suko fuhr über seinen Hals, als glitte dort bereits die scharfe Schneide des Rasiermessers entlang.
Ich sagte nichts, denn meine Gedanken drehten sich einzig und allein um den Höllenthron.
Wir waren schon mit dem Teufel aneinandergeraten, aber von einem Höllenthron war nie die Rede gewesen.

Ein Zeichen dafür, daß ein Wesen wie Asmodis für Überraschungen immer gut war.

Leider nur für böse…

***

Jane Collins hatte so ihre Erfahrungen gesammelt und versuchte es zunächst mit einem Anruf. Sie stand in der Zelle, lauschte dem Freizeichen und schaute gegen eine beschlagene Scheibe. Es dauerte ziemlich lange, bis sich eine etwas atemlos und piepsige Frauenstimme meldete. »Büro Eddy de Soto. Wer spricht bitte?«

»Ich heiße Jane Collins.«

»Oh!« Nach diesem Ausruf erfolgte eine kleine Pause. Jane wollte schon nachhaken, als sie die Frage hörte. »Müßte ich Sie kennen, Miß?«

»Im Prinzip nicht. Was nicht ist, kann noch werden. Bitte verbinden Sie mich mit Mr. de Soto.«

»Das ist nicht so einfach. Eddy ist ein vielbeschäftigter Mann. Er steckt gerade in Verhandlungen. Kann ich Ihnen vielleicht helfen, Miß? Ich schaue mal im Terminkalender meines Chefs nach. Der ist elektronisch, wissen Sie, wir…«

»Hören Sie zu!« rief. Jane in den Hörer. »Ich will Eddy de Soto sprechen, und es ist verdammt dringend.«

»Das sagen sie alle. Tut mir leid, Miß Collins, ich muß…«

»Es geht um Silva Mancini.« Jane spielte ihren letzten Trumpf aus, und der stach.

»Ach ja!«

»Kann ich jetzt Eddy sprechen?«

»Moment, ich versuche es.«

Der Name des Models hatte Jane die Türen geöffnet. Das war fast wie im richtigen Leben. Man mußte nur wissen, wie man seinen Fuß in die Tür zu stellen hatte.

Zweimal knackte es, dann hörte Jane eine Stimme, deren Klang ihr nicht gefiel. Es war ihr, als hätte der Agent seine Stimmbänder mit Öl beschmiert.

»Ja - Eddy de Soto gier.«

»Mein Name ist Jane Collins.«

»Hört sich gut an. Wollen Sie einen Vertrag?«

»Nein. Mir geht es um Silva Mancini.«

»Mein Zugpferd.«

»Vielleicht nicht, Mr. de Soto.« Diese Aussage hatte bei dem Agenten einen leichten Schock hinterlassen.

»Wie… wie meinen Sie das denn?«

»Ganz einfach. Sie ist verschwunden.« Jane hütete sich, etwas von ihren Taten zu sagen.

»Deshalb…«
»Was ist damit?«
»Ich habe versucht, sie anzurufen. Ein irrer Auftrag aus den Staaten.«
»Tut mir leid, aber wir sollten trotzdem über sie reden.« Jane hatte einfach das Gefühl bekommen, daß dieser seltsame Mensch mehr über die Verschwundene wußte.
De Soto räusperte sich. »Nein, das geht nicht. Mein Terminkalender ist voll.«
»Ich habe auch am Abend Zeit.« Eddy de Soto war nicht begeistert, wie er kundgab. »Das mache ich überhaupt nicht gern, Miß Collins. Doch in Anbetracht der Lage bin ich für eine Ausnahme zu gaben. Sagen wir zwanzig Uhr?«
»Und wo?«
»Ich wohne mit Blick auf den Tower. Sie werden das Haus möglicherweise kennen. Seine Fassade besteht fast ausschließlich aus Glas. Neider nennen es Yuppie Castle.«
»Ja, ich weiß Bescheid.«
»Dann erwarte ich Sie.«
»Gut.«
»Champagner oder Weißwein?«
»Weder noch, Mr. de Soto. Ich komme nämlich nicht zum Vergnügen zu Ihnen.«
Sein Lachen klang fettig. »Das sagen Sie jetzt. Warten Sie erst einmal ab, Jane…«
»Bis später«, erklärte Jane und legte auf. Sie schüttelte sich. Obwohl sie diesem Menschen noch nie zuvor gegenübergestanden hatte, war er ihr von Grund auf unsympathisch.
Als sie die Zelle verließ, nieselte es. Draußen breitete sich die neblige Gräue aus, gier und da eingefärbt durch die Kunstlichter bunter Reklamen.
Ohne Rückendeckung wollte Jane nicht fahren. Sie rief bei Sarah Goldwyn an, als sie eine Tasse Kaffee trank, und berichtete von ihrem Erfolg.
»Hoffentlich klappt es auch«, sagte die Horror-Oma.
»Ich habe einen guten Riecher.«
»Dann viel Glück.«

***

Jane war pünktlich. Um Punkt zwanzig Uhr stand sie vor dem Yuppie Castle, diesem schmalen, hohen Klotz, dessen Fassaden mit bräunlich schimmerndem Glas verkleidet waren.
Hier zahlten die Mieter horrende Summen, aber wer mitreden wollte, mußte neuerdings im Eastend wohnen.
Alles war gier chic. Nicht nur die Menschen, auch die Bar im Haus

zeigte sich sehr durchgestylt, wobei gelles Plastik und rotes Metall eine Ehe eingegangen waren.

Sie war überfüllt.

Die Mieter trafen sich gier und spielten ihre Rollen wie auf einer Bühne. Jane mußte sich bei einem hochnäsig wirkenden Portier anmelden, der mit einer gnädig anmutenden Bewegung den Hörer des internen Telefons abnahm und Jane anmeldete.

»Ja, Sie können hin. Neunter Stock. Er gehört zur *belle etage*.«

»Ist mir auch egal.« Jane drehte sich und ging. Ein weißer Lift beförderte sie hoch. Innerhalb der vier Wände roch es nach mehreren Parfümsorten. Das Zeug hatte sich zu einer Duftkomposition vermischt, die Jane die Nase rümpfen ließ.

Dann war sie da, trat aus dem Lift und fand sich nicht in einem Flur wieder, dafür in einem tropischen Garten, der künstlich angelegt worden war und die Form eines Achtecks besaß.

In jeder Ecke führte eine Tür zu den entsprechenden Wohnungen, und eine öffnete sich.

Im Rahmen stand Eddy de Soto!

Jane nahm nichts von dem zurück. Sie hatte den Knaben genau richtig eingestuft. Eddy trug eine schwarze Hose aus Seide und Wolle, was an ihrem Glanz zu erkennen war. Das schneeweiße Hemd war weit aufgeknöpft. Das studiobraune Gesicht wurde von schwarzen Locken umrahmt, die hinter den Ohren wie lange Korkenzieher entlangliefen und im Nacken zusammenfielen. Der Knabe war mindestens fünfzig Jahre, auch wenn er sich so jung und locker gab. Janes Anblick schien ihn zu erfreuen.

»Sie sind ja super.«

»Das wird sich noch herausstellen.«

»Treten Sie ein in meine bescheidene Hütte.«

Die bescheidene Hütte entpuppte sich als das Gegenteil, doch Jane gefiel alles nicht, abgesehen von der Hi-Fi-Anlage.

Ansonsten herrschte die Farbe Rot vor, auf Vorgängen, Teppichen, überall.

»Ich habe eben meine rote Phase«, erklärte Eddy. »In drei, vier Monaten dekoriere ich um.«

»Warum auch nicht?«

Eine der Türen öffnete sich. Ein rotblondes Geschöpf hüpfte hervor, halbnackt und wütend. Den Rest der Kleidung hielt die Kleine vor ihren Körper gepreßt.

Als sie Jane sah, bekam sie einen Wutanfall. »So sieht also deine geschäftliche Besprechung aus, du hinterhältiger Bastard, du!«

»Schnauze, Ginny.«

Sie wollte ihm an den Kragen, doch Eddy hatte Routine, wich aus, gab ihr einen Klaps auf das nackte Hinterteil und stellte ein Ultimatum

von zwei Minuten. Bis dahin sollte sie verschwunden sein, oder es wurden alle Verträge gelöst.

Ginny zog sich im Vorraum an. Sie schimpfte dort weiter, und Jane schüttelte nur den Kopf.

»Wie im Kino, nicht?« grinste de Soto.

»Stimmt.«

»Keine Sorge. Mit Ihnen passiert mir das nicht. Aber wollen Sie nicht ablegen?«

»Nein, ich behalte den Mantel lieber an. Es dauert nicht lange.«

»Ich habe extra einen Chablis kaltgestellt. Der ist…«

»Trinken Sie ihn selbst, Mr. de Soto.«

Er blieb vor Jane stehen, legte den Kopf schief und meinte: »Sie können mich wohl nicht leiden, wie?«

»Das hängt von den nächsten Minuten ab.«

Er lachte, während die Wohnungstür noch lauter von Ginny zugeschmettert wurde. »Gut, kommen wir zur Sache. Sie wollen also keinen Vertrag mit mir schließen, sondern über Silva reden.«

»So ist es.«

»Bitte, fragen Sie.«

»Wie standen oder stehen Sie zu ihr?«

»Hä, hä«, lachte de Soto. Dann noch einmal. »Hä, hä. Sie glauben gar nicht, wie undankbar die Kleine ist.«

»Ach ja?«

»Sollte Sie Ihnen anderes erzählt haben, so hat sie gelogen.« Das Gesicht des Agenten wurde zur Grimasse. »Alles verdankt sie mir - alles. Ich habe sie aufgebaut, ich habe ihr die Jobs vermittelt, ich habe die entsprechenden Beziehungen und jetzt…«

»Will sie nichts mehr von Ihnen wissen?«

»Richtig. Die kleine Hure will aus dem Vertrag aussteigen. Einfach so.«

»Grundlos?«

»Klar doch.«

»Das glaube ich nicht. Was Sie mit Ihren Models machen, ist mir egal. Ich möchte von Ihnen wissen, wo ich Ihren Schützling finden kann, Mr. de Soto.«

Er deutete mit dem Finger auf sich. »Von mir?«

»Ja.«

»Woher soll ich das denn wissen?«

»Sie sind Silvas Agent.«

»Ja, noch ja. Aber ich habe sie lange nicht mehr gesehen. Wir verkehren eigentlich nur über unsere Anwälte miteinander. Das Tuch zwischen uns ist zerschnitten. Dabei habe ich ihr die tolle Wohnung besorgt. Andere waren auch daran…«

»Da ist sie nicht.«

Er griff zum Weinglas und trank es leer. »Dann tut es mir leid. Ich weiß nicht, wo sie sich aufhält. Ich hätte es gern gewußt, um ihr ins Gesicht zu sagen, was sie für eine Person ist. Ich kann Ihnen nicht helfen. Wenn Sie das Weib finden sollten, sagen Sie mir Bescheid. Ich würde Ihnen sogar eine Prämie zahlen.«

»Darauf verzichte ich, Mr. de Soto.« Jane drehte sich um und ging zur Tür.

Der schmallockige Agent breitete die Arme aus. »Sie wollen schon gehen?«

»Natürlich.«

»Das ist unfair. Es könnte richtig gemütlich werden. Ich lege eine Scheibe auf, CD, versteht sich. Kuschelrock, das ist genau das richtige für uns beide.«

»Verzichte zugunsten anderer, Mr. de Soto. Sie hätten Ginny hierbehalten sollen.«

»Shit - fuck yourself.«

»Danke gleichfalls.« Ziemlich frustriert verließ Jane den Knaben. Wieder nichts, verflixt. In der dielenartigen Halle sah sie eine Pinwand. Dort hingen zahlreiche Zettel, gemixt mit Einladungen und Eintrittskarten. Eine fiel ihr besonders auf, denn sie leuchtete in einem dunklen Rot, während die Schrift schwarz war.

Jane konnte den Namen gut lesen.

NECRONOMICON

De Soto war ihr nachgekommen. Sie hörte ihn und drehte sich um. Er grinste sie an.

»Was ist das? Necronomicon?«

»Kennen Sie die nicht?«

»Dann hätte ich nicht gefragt.«

»Eine neue Disco. Morgen abend geht es wieder rund. Dann ist Weekend.«

»Wie geht es rund?«

Er lachte und hob die Schultern. »Da lassen wir die Teufel tanzen, Süße.«

»Aha.«

»Ist wirklich irre. Kommen Sie doch auch. Eines kann ich Ihnen sagen. Wenn Sie Silva finden wollen, dann in der Disco. Irgendwo ist sie scharf auf solche Sachen.«

Jane nickte. »Danke für den Tip, Mr. de Soto. Ich werde es mir überlegen,«

»Aber nicht zu lange.«

Jane hatte die Wohnung schon verlassen und stand im künstlichen Palmgarten. »Keine Sorge, wenn ich komme, dann pünktlich.«

Sie ging. Nicht mehr ganz so frustriert, denn sie hatte das Gefühl, doch nicht umsonst gekommen zu sein. Der Name der Disco hatte sich

in ihr Gehirn eingegraben.

Necronomicon - war das ein Hinweis?

Jane war nicht so frustriert, ein anderer um so mehr. Eddy de Soto hatte sich vom Besuch der blonden Frau mehr versprochen. Ein Kuschelabend, dem eine heiße Nacht folgen sollte.

Nichts war es geworden, gar nichts.

Vor Wut trat er gegen ein Polster, das wie ein großer, offener Mund auf dem Boden stand. Er zweifelte an sich und seiner Überzeugungskraft und hatte wieder einmal das Gefühl, alt zu werden. Immer wenn er daran dachte, mußte er trinken.

Er war auf Chablis eingestellt und blieb auch dabei. Aus der modern eingerichteten Küche holte er eine neue Flasche. Er besaß einen extra für Wein hergestellten Schrank, wo die Getränke haargenau die Temperatur bekamen, die sie brauchten.

Leichtgrün schimmerte der Wein im Glas. Wie ein Pascha flegelte sich de Soto in seinen kaum als Sessel zu erkennendes Möbel, schaltete die Glotze ein und spulte die Programme durch.

Keines sagte ihm zu.

Um einen Videofilm einzulegen, war er zu faul, er schaltete das Radio ein und ließ die Musik als Background-Beschallung erklingen. Gedanklich wollte er sich mit Jane Collins beschäftigen, aber das Telefon störte ihn.

Ginny war dran. Sie heulte und bat um Verzeihung, denn sie hatte die Besucherin aus dem Haus gehen sehen.

»Soll ich wieder zu dir kommen?«

»Ich schieße dich in die siebte Hölle, du kleine Nutte, du. Hau ja ab!«

»Aber ich…«

»Kein Wort mehr!« schrie der Agent und schmetterte den Hörer wütend zurück. Er war obersauer.

Was dieses Geschöpf sich einbildete. Erst machte es eine Szene, dann wollte sie wieder antanzen.

So nötig hatte er es auch nicht. Im übrigen gab es zahlreiche Ginnys. Er brauchte nur nach unten zu fahren und in das Café zu gehen. Da waren die Girls willig genug. Doch er wollte nicht. Vielleicht lag es am Wetter oder an der Abfuhr, die er bekommen hatte. Es konnte auch am Alkohol liegen.

Jedenfalls leerte er noch ein Glas, bevor er sich entschloß, hinzulegen. Im Bett fernsehen wollte er.

Vom Schlafzimmer aus führte eine Tür ins Bad, das schon einer Sexspielwiese glich, mit all den Liegen und Fotografien an den Wänden, die nackten Menschen. Darunter befanden sich auch zahlreiche Models, die er vertrat.

Nach einer kurzen Dusche schlüpfte er in seinen seidenen Mantel, ging zurück in das Schlafzimmer, legte sich ins Bett, das aus einer Zeit

stammte, die schon über zweihundert Jahre zurücklag.

Es war ein Himmelbett, und er hatte es von einem Besuch aus Frankreich mitgebracht. Manche Mädchen konnten sich gar nicht schnell genug ausziehen, wenn sie diese antike Lustwiese zu Gesicht bekamen. De Soto hatte sich daran gewöhnt.

Der TV-Apparat besaß einen übergroßen Bildschirm. So konnte er das Geschehen auch ohne Brille erkennen, die er nur aufsetzte, wenn er allein war. Eitelkeit gehörte zu seinem Job.

Eigentlich hatte er auf nichts Bock, aber im Recorder lag noch ein Video-Film. Einer dieser Streifen, die zum Genre Terror zählten, ohne Handlung, nur mit viel Blut und Brutalität.

Ein widerlicher Film, den er zur Hälfte gesehen hatte. Es gab sogar Mädchen, die darauf standen.

De Soto selbst war ein gut gemachter Porno lieber, aber wo gab es schon so etwas?

Er streckte sich aus und schaute auf den Schirm. Natürlich wurde wieder ein Mädchen gejagt. Jemand mit einer Kettensäge war hinter der Kleinen her.

Die Kleine rannte weg, hinein in die Dunkelheit und verlor unterwegs ein Kleidungsstück nach dem anderen, weil die dornigen Zweige der Büsche daran rissen.

De Soto lag im Bett, schaute hin, war mit seinen Gedanken woanders und trank hin und wieder einen Schluck von seinem heißgeliebten Chablis.

Dann fiel die Kleine plötzlich hin!

Der Kettensäge-Killer lachte röhrend auf. Jetzt hatte er sein Opfer, stürzte vor - und…

Im selben Moment verschwand das Bild!

De Soto fluchte. Auf dem Schirm breitete sich eine Winterlandschaft aus, Schneegestöber.

Das verschwand auch, allerdings aus einem anderen Grund. Denn zwischen Bett und Fernseher schob sich etwas hinein. Ein Gegenstand, den Eddy nie gesehen hatte.

Ein Sessel.

Und in ihm hockte eine Frau.

»Silva…«, ächzte er ungläubig…

***

»Ja, Eddy, ich bin es - toll, nicht?«

Nein, es war nicht toll. Es war einfach irre, es war Wahnsinn, es war verrückt, und de Soto bekam es mit der Angst zu tun. Sein Schlafzimmer war zu einem Küchenherd geworden, auf dessen Platte er saß und gegrillt wurde.

Silva war gekommen, und sie flößte ihm eine horrende Furcht ein,

obwohl er sie so gut kannte. Er lag im Bett, steif wie ein Brett, und traute sich nicht, unter die Decke zu kriechen wie ein kleines Kind, das sich fürchtet. Er mußte einfach hinschauen und stellte fest, daß sich das Model verändert hatte.

Silva hatte oft genug mit Stolz von ihrer frischen Haut berichtet. Sie gehörte zu den Personen, die sehr wenig Schminke benötigten, jetzt aber war sie bleich wie eine Leiche und sah trotzdem anders aus. Gespenstisch und von einer dünn wirkenden grünen Farbe überzogen. Das mochte auch am Qualm liegen, der nicht nur die untere Hälfte des Sessels umwehte, auch an ihm und an den Beinen der Frau in die Höhe kroch und hauchdünn über den Oberkörper glitt.

Sie hatte die Beine angezogen und so eine bequeme Haltung eingenommen. Entspannt sah sie aus.

Ihr linker Ellbogen drückte die Sessellehne ein, der rechte Unterarm lag auf der Lehne. Ihre Hand umschloß dabei einen Gegenstand, der für de Soto beim ersten Hinsehen nicht genau zu erkennen war. Erst als sie die Hand leicht bewegte, erkannte er den Gegenstand.

Es war ein Rasiermesser.

Nicht daß sich der Mann davor unbedingt gefürchtet hätte, in dieser Lage tat er es. Unwillkürlich spannte sich die Haut an seinem Hals, als würde einen Moment später die Klinge des Messers darüber hinwegstreichen, um dann von einer Seite zur anderen gezogen zu werden.

Weshalb war sie gekommen? Und weshalb sah sie so schrecklich und so anders aus?

Er konnte es nicht sagen, er spürte nur den verdammten Druck, der sich immer mehr verstärkte, sich ebenfalls auf seine Stimmbänder gelegt hatte und ihn stumm machte.

Sie sprach ihn wieder an. Die Worte flogen ihm wie eine geflüsterte Botschaft zu. »Hallo, Eddy, schön, dich zu sehen, mein Lieber. Ich mag das, Eddy…«

»B… bist du es wirklich?«

»Und ob ich das bin, Eddy. Keine Sorge, du wirst mich bald zu spüren bekommen.«

»Was willst du?« Er keuchte plötzlich. Sein Bett war zur Sauna geworden, so sehr schwitzte er.

»Dich!«

Eddy fing an zu kichern. »Klar, sonst hättest du mich nicht besucht. Wieso sitzt du auf einem Sessel?«

»Das ist kein Sessel, mein Freund. Das ist der Höllenthron. Ich bin Silva auf dem Höllenthron, verstehst st du endlich?«

De Soto lauschte den Worten nach und schaffte es, den Kopf zu schütteln. Nein, das verstand er nicht, das konnte er einfach nicht begreifen. Das war ihm zu hoch, und er kam sich vor, als hätte ihm

jemand einen harten Stoß versetzt.
Höllenthron, das war ihm einfach suspekt. So etwas glaubte er nicht, doch es war plötzlich etwas anderes da. Ein Wissen und auch ein Gewissen. Das Wissen darüber, daß er seinen Schützling nicht eben fair behandelt hatte. Okay, Silva hatte gute Honorare kassiert, aber auch er hafte überproportional an ihr verdient. Ein schlechtes Gewissen hatte er deswegen nicht gehabt. Er hatte sich auch niemals Vorwürfe gemacht, nun kamen sie zusammen, und er konnte sich plötzlich vorstellen, daß Silva erschienen war, um ihm die Rechnung zu präsentieren.
Sie bewegte sich, streckte ihre Beine aus. Eddy de Soto stellte mit Entsetzen fest, daß sie dabei war, den verdammten Stuhl zu verlassen. Sie würde zu ihm kommen, und sie hielt das Messer so, daß er direkt auf die Klinge schauen konnte.
»Bleib liegen, Eddy! Bleib nur liegen, mein Freund. Rühr dich nicht von der Stelle…«
Eddy bekam noch größere Augen. »Was… was willst du denn von mir, verflucht?«
»Dir einige Fragen stellen.«
Eddy konnte sogar lachen. »Aber dafür brauchst du doch nicht das verdammte Messer.«
»0 doch.«
»Nein, ich…«
»Bleib liegen!« Ihre Stimme peitschte, und Eddy schrak zusammen. Am liebsten wäre er in die Matratze hineingekrochen. Da dies nicht klappte, mußte er mit ansehen, wie sich Silva auf ihn zubewegte. Sie ging sehr geschmeidig und lautlos. Das lange Blondhaar umwehte sie. Es war vorn wesentlich kürzer geschnitten als hinten im Nacken. In ihren Augen funkelte es, der sehr weit ausgeschnittene Poncho endete an ihren Oberschenkln. Aus dem sich ständig verschiebenden Ausschnitt lugte hin und wieder eine der beiden Brüste hervor.
Dafür hatte de Soto keinen Blick. Überhaupt war es ihm noch nie gelungen, das Model ins Bett zu bekommen. Silva hatte seinen mehr oder weniger plumpen Versuchen immer widerstanden.
Wollte sie ihn töten?
Er stellte sich automatisch, diese Frage. Sonst hätte sie ja keine Waffe mitzubringen brauchen. Sie trug das Rasiermesser lässig und senkte die Hand, als sie das Himmelbett des Agenten erreicht hatte.
An der rechten Seite bewegte sie sich entlang, fixiert auf Eddy, den das große Zittern überkam.
»Jetzt hast du Angst, wie?«
»Ja, ich… ich…«
»Das habe ich mir gedacht. Du hast auch allen Grund dazu, Angst haben zu müssen, Eddy.«

»Nein, wieso?«

»Es ist bestimmt nicht nur das Messer. Du leistest bestimmt eine innerliche Buße ab. Du überlegst, was du in der geschäftlichen Beziehung zwischen uns beiden falsch gemacht haben könntest. Und ich sage dir, Eddy. Es ist eine ganze Menge, sehr viel sogar. Du hast kassiert, ich habe verdient, aber du, mein Freund, hast im Verhältnis dazu übermäßig viel eingestrichen.«

Eddy atmete pumpend. Obwohl er das Model starr anschaute, verschwamm das Gesicht hin und wieder vor seinen Augen. Die Sauna unter der Decke blieb. Er rang nach Worten und hatte sie endlich gefunden. »Es ist so, Silva. Wir können den Vertrag ändern. Ich stehe auf, hole die Unterlagen. Wir setzen uns an den Schreibtisch, wo du mir meine Bedingungen diktierst. Ist das okay?«

»Nein, Eddy!«

Die Antwort schockte ihn abermals. Wenn sie so etwas sagte, blieb nur eine Möglichkeit - das Rasiermesser.

Und sie senkte die rechte Hand…

Sehr langsam schwebte die Klinge nach unten. Sie kam ihm vor wie ein Fallbeil, das etwas zu flach geraten war. Eine verdammte Waffe, ein verfluchter Gegenstand, so schmal und doch so tödlich.

Eddy sah nur das Messer und wie es sich allmählich senkte. Es war schlimm und traurig. Auf der Klinge spiegelte sich das Gesicht des Agenten. Wie eine verzerrte Fratze kam es ihm vor. Die Lampe neben dem Bett strahlte ihr Licht gegen das Messer, das plötzlich aus zuckenden Reflexen zu bestehen schien. Und darüber zeichnete sich böse das Gesicht des Models ab.

Ein schönes Gesicht, das in der Welt bekannt geworden war. Ein wunderbares Gesicht, so wechselvoll, mal Kind, mal Frau.

Jetzt nicht!

Es sah aus wie eine böse Maske aus Eis. Dazu mit Augen versehen, in denen er ein grausames Versprechen las. Darin lag die Kälte des Todes, oder war es etwas anderes?

Die Bewegungen innerhalb der Pupillen waren ihm trotz seiner Furcht nicht entgangen. Es hatte nichts damit zu tun, daß Silva die Augen bewegt hätte, nein, da war aus der Tiefe irgend etwas hervorgestiegen, das sich zu einem Bild zusammensetzte.

Zwei Bilder, und beide waren identisch!

Er konnte es nicht glauben, aber es gab keinen Zweifel. In den Pupillen malten sich die identischen Fratzen des Teufels ab.

Starr blieb er liegen. Trotz der Hitze kam sich Eddy vor, als wäre er eingefroren. Und ohne ein Wort der Erklärung erhalten zu haben, begriff er die Botschaft.

Sie stammte nicht von dieser Welt, sondern aus der Hölle. Silva Mancini stand mit dem Teufel im Bunde.

Er dachte auch daran, daß sie sich in der letzten Zeit für gewisse Phänomene interessiert hatte, die nicht von dieser Welt stammten. Sie hatte es mit Selbsterkenntnis oder den Forschungen der Parapsychologie umschrieben. Alles Lüge, alles eine verdammte Lüge. Ihr war es um den Kontakt mit dem Teufel gegangen, und den hatte sie bekommen. Er war ihre Triebfeder.

Die Klinge, darüber die starren Augen mit den Teufelsfratzen - schlimmeres konnte es nicht geben, das war einfach furchtbar und eigentlich nicht zu glauben.

Dann senkte sich das Messer!

Es glitt auf ihn zu. Er konnte sich ausrechnen, wann es so weit sein würde, bis es seine Haut berührte. Danach würde ein Schnitt erfolgen, der Schmerz würde kommen und ihn anschließend hineinreißen in die Dunkelheit des Todes.

In seinem Kopf rumorte es. Da kreisten die Gedanken, da hätte er am liebsten schreien können, da war plötzlich alles anders, wie vom Irrsinn geleitet, und er war nicht einmal in der Lage, einen klaren Gedanken zu fassen.

»Der Tod, Eddy. Spürst du ihn? Merkst du, wie er sich dir nähert? Wie kalt er ist?«

Ja, er war kalt, das merkte de Soto sehr deutlich, denn einen Augenblick später berührte ihn das Rasiermesser und legte sich wie ein Eishauch an die Haut unter dem Kinn, genau dort, wo sich auch sein Adamsapfel befand.

Jetzt genügte ein Schnitt, und es war vorbei!

Der Agent erstickte beinahe an seiner Angst. Wenn ihm ein Gebet eingefallen wäre, er hätte es geflüstert. Das wiederum war nicht der Fall. Er konnte nicht beten, er wußte nicht, was er sagen sollte, zudem rann ihm der Schweiß in die Augen und machte ihn fast blind.

»Glaubst du, daß ich es tun werde, Eddy? Glaubst du das? Traust du es mir zu?«

Fast hätte er genickt, aber das wäre unter Umständen tödlich gewesen, so wie Silva das Messer hielt.

»Ja«, sprach er deshalb. »Das glaube ich dir sogar.«

»Sehr richtig, Eddy!«

Etwas Glühendes fraß sich in seine Haut. Er dachte an eine heiße Pfeilspitze, die sich in seine Kehle hineinbohrte. Das war es jedoch nicht, Silva hatte ihre Drohung wahrgemacht, die Klinge leicht angedrückt und sie um einen Zentimeter zur Seite gezogen.

Eddy rechnete mit seinem Tod. Innerhalb einer Sekunde schossen ihm zahlreiche Bilder durch den Kopf, die er irgendwo mal gesehen hatte. Wo Menschen starben, wo sie einfach vom Leben hinein in den Tod gerissen wurden.

War so das Sterben?

Nein, so war es nicht. Er lebte, denn die Person neben und über ihm hatte nicht tiefer geschnitten.

Dafür spürte er, wie es aus der Wunde warm hervorrann.

Es war das Blut, das sich seinen Weg über die dünne Haut am Hals bahnte und als Rinnsal dem blütenweißen Kissen entgegenlief, wo der Fleck immer größer wurde.

Seine Lippen bewegten sich. Das Gesicht war in seiner Verzerrung erstarrt. Er wollte sprechen, es fiel ihm zu schwer. Nur ein gehauchtes »Bitte« drang über seine Lippen.

Silva hatte sich auf die Bettkante gesetzt. Sie schaute ihn an, sie schnitt nicht tiefer, sondern zog die Klinge zurück, von der noch ein dunkler Tropfen fiel und vor ihm auf der Decke landete. »So jämmerlich bist du, Eddy. So verdammt jämmerlich ist der große De Soto, der sich für einen King hält. Begreifst du das? Begreifst du nun, wie klein du tatsächlich bist?«

»I… ich…«

»Ja, du bist ein Wurm, den ich zertreten könnte«, erklärte sie, wobei sie die Klinge auf der Bettdecke reinigte. Ein roter Streifen blieb verschmiert zurück. Dann klappte sie das Messer zusammen und steckte es in eine Tasche ihres Ponchos.

»Was soll ich tun?«

»Nicht viel, Eddy. Du wirst dein Leben so führen wie immer. Du wirst morgen in die Disco gehen und dir ein Pflaster auf die Wunde kleben. Du wirst versuchen, noch einige Bekannte mitzubringen, denn ich möchte, daß ihr alle erscheint. Wir wollen auch unter uns sein, die Feiern und Parties waren immer die besten.«

»Ja… ja… mache ich.«

»Gut, Eddy.« Silva drückte sich mit einer schwungvollen Bewegung in die Höhe und schaute lächelnd auf ihn herab. »Glück hast du gehabt, Eddy, sehr großes Glück. Dazu kann man dir nur gratulieren, das steht fest. Ich hätte auch anders gekonnt.«

»Bitte, ich…«

»Hast du alles behalten, was ich dir sagte?«

»Ja, das habe ich.«

»Dann richte dich danach.« Sie drohte mit dem Finger, selbst diese Geste kam de Soto nicht lächerlich vor. Er schaute auf ihren Rücken, auf die unendlich langen Beine, die Männerträume zu wilden Phantasien hochputschten.

Eddy dachte nicht daran, sich zu erheben. Noch immer rann Blut aus der Wunde. Steif lag er im Bett und schaute zu, wie Silva wieder ihren Platz auf dem Sessel einnahm, der von ihr als Höllenthron bezeichnet worden war.

Lässig winkte sie ihm zu. »Vergiß nicht, was ich dir gesagt habe, Eddy. Vergiß es nicht.«

»Nein, ich…«

In seine Antwort hinein lachte sie. Es war ein widerliches, ein schrilles, ein schreckliches Gelächter, wie es kaum von einem Menschen zu hören war und bei dem die Hölle Pate gestanden haben könnte. Das Lachen hallte durch sein Zimmer, es war wie ein furchtbarer Drang, eine schreckliche Botschaft aus der Hölle, und als es verklang, da verschwand auch der Höllenthron zusammen mit Silva, als hätte es ihn nie zuvor gegeben.

Weg - vorbei…

Eddy lag im Bett, starrte dorthin, wo der Sessel noch vor kurzem gestanden hatte, sah aber nur seinen Fernsehapparat, auf dessen Mattscheibe sich wieder ein Bild zeigte. Da lief das normale Programm plötzlich weiter.

Über dieses Phänomen dachte er nicht nach. Was hinter ihm lag, war mehr als eine Vorhölle gewesen, und sein Andenken hatte er schließlich bekommen.

Wie es ihm gelungen war, sich aus dem Bett zu rollen, konnte er kaum nachvollziehen. Jedenfalls stand er mit zitternden Knien davor und mußte sich an einem Pfosten festhalten.

Er starrte ins Leere.

Fast eine Minute stand er da, ohne einen Gedanken fassen zu können. Seine Lippen zuckten, er schluckte, schaute mal gegen die Decke, dann wieder zu Boden und wurde durch den Schmerz am Hals wieder in die Realität zurückgeholt.

Mit den Schritten eines kleinen Kindes schleppte er sich in Richtung Bad.

Als er dort das Licht einschaltete, schmerzte die Helligkeit zunächst seinen Augen. Er wartete ab, bevor er an den breiten Spiegel herantrat und sich in der Fläche betrachtete.

Eddy de Soto war ein Zerrbild seiner selbst. So hatte er noch nie ausgesehen, jedenfalls konnte er sich daran nicht erinnern. Die Wunde unter dem Kinn war sehr deutlich zu sehen. Sie besaß etwa die Länge seines halben Zeigefingers, blutete noch immer, und ein dünnes Rinnsal lief seiner Brust entgegen.

Pflaster war vorhanden. Schon in verschiedenen Größen zurechtgeschnitten.

Seine Hände zittern, als er es aufriß. Eddy schaffte es beim vierten Versuch, das Pflaster auf die Wunde zu kleben und es an den Seiten festzudrücken.

Da war er schon mit seinen Kräften am Ende. Er schaffte es gerade noch bis zu einem weißen Sessel, in den er hineinsackte wie ein schwerer Stein.

Wenig später konnte er sich nicht mehr halten. Da heulte der Agent Eddy de Soto wie ein kleines Kind…

***

Unser Frust nahm nicht nur zu, er potenzierte sich auch. Wir waren beide gereizt, als wir bei Lady Sarah Goldwyn eintrafen und feststellten, daß Jane Collins noch nicht vorhanden war.

Die Horror-Oma umfing uns nicht allein mit Umarmungen, auch mit einem Schwall von Worten.

Sie hatte einen kleinen Imbiß zurechtgemacht, und wir ließen uns trotz des Ärgers und der Frustrationen das Roastbeef gut schmecken.

Natürlich hatte sie Fragen, mit denen sie uns beide förmlich überschwemmte. Lady Sarah konnte nicht ruhig sitzenbleiben. Bei jeder Bewegung klirrten die Ketten, und sie wollte nicht nur über den neuen Fall Bescheid wissen, sondern auch über die Jagd nach dem Flüssigen Leben und die Rettung der Nadine Berger.

Wir aßen, schluckten, redeten abwechselnd, während Sarah Goldwyn gespannt zuhörte.

»Das kann ich einfach nicht glauben«, flüsterte sie. »Das ist ja unwahrscheinlich. Daß man einen Vampir noch retten kann, so etwas hätte ich nie für möglich gehalten.«

»Ich auch nicht«, gab ich ehrlich zu.

»Und wie wird es weitergehen?«

Ich hob die Schultern. »Wenn du mich nach Nadine fragst, so hat sie ihr Schicksal in die eigenen Hände genommen. Das heißt, sie möchte sich von uns trennen.«

»Schade.«

Ich hob die Schultern. »Finde ich auch. Vielleicht besteht für sie eine Chance, in ihren alten Beruf zurückzukehren. Nadine war ja keine schlechte Schauspielerin.«

»Da hast du recht.«

Suko aß und nickte dazu. Er wischte die Lippen mit der Serviette trocken und legte die Stirn in Falten. »Ich mache mir allerdings Sorgen um Jane«, kam er wieder zum eigentlichen Thema. »Hoffentlich ist sie nicht in eine Falle gelaufen.«

»Habt ihr eine Zeit ausgemacht, wann ihr euch treffen wollt?«

»Nein, nur bei dir.«

Lady Sarah spielte mit ihren Ketten und lächelte. »Keine Sorge, sie wird noch kommen. Bis dahin können wir einen Wein trinken. Ich habe den neuen Beaujolais im Kühlschrank. Gerade in diesem Jahr ist der Wein super geworden.«

»Ein Glas werde ich trinken. Und du, John?«

»Ebenfalls.«

Lady Sarah verschwand in der Küche. Ich schaute auf die Uhr. Der Abend war längst angebrochen und bereits schon fortgeschritten. Lady Sarah kehrte zurück. Die Flasche hatte sie bereits entkorkt.

Auf dem Tablett standen noch drei Gläser.

»Ein Schlückchen werde auch ich mir gönnen«, erklärte sie mit verschmitztem Lächeln.
»Du kannst auch zwei trinken«, sagte ich.
»Nein, das wäre zuviel. Ich muß an meine Gesundheit denken und bin nicht mehr die Jüngste.«
»Aber noch top.«
»Das hast du gesagt, John.«
Das Einschenken übernahm ich. Bevor wir tranken, schnupperten wir am Glas.
Der Wein roch wirklich ausgezeichnet. Ein Duft von frischen Beeren stieg in unsere Nasen und breitete schon dort seine Fülle aus.
»Das ist klasse«, lobte ich.
»Und ob«, sagte Lady Sarah. »Es ist der beste, den ich auftreiben konnte.« Auf ihrem Stuhl drehte sie sich und schaute gegen die Tür. »Ich glaube, da ist jemand gekommen.« Sie hatte recht. Jane Collins war endlich da. Wie ein Wirbelwind betrat sie den Raum, nickte uns zu und ließ ihren Mantel von den Schultern gleiten, den sie anschließend über die Rückenlehne eines Stuhls hängte.
»Ihr seid schon da?«
Ich hatte sie beobachtet. Auf ihren Lippen lag ein bestimmtes Lächeln, das ich sehr gut kannte. Sie trug es immer dann zur Schau, wenn sie Erfolg gehabt hatte.
»Aber mit leeren Händen«, sagte Suko.
»Das konnte ich euch ansehen.«
»Du warst besser.«
Jane setzte sich, die Beine schlug sie übereinander und ließ viel davon sehen. »Ja, ich habe mehr Glück gehabt. Eddy de Soto kann eine Spur für uns sein.«
»Leg los«, sagte ich.
Sie berichtete, bekam zwischendurch ein Glas Wein und trank ihn in kleinen Schlucken. Eine Garantie konnte sie zwar auch nicht geben, aber wir hatten eine Spur.
»Necronomicon«, murmelte ich. »Eine Disco in London.«
»Kennst du sie, John?«
»Nein, aber ich habe von ihr gehört.«
»Wo finden wir sie?« fragte Suko.
Jane winkte ab. »Ich habe nachgeschaut. In der Yuppie-Gegend. Eastend. Man hat ein leerstehendes Fabrikgebäude umgebaut. Im Moment ist sie in. Aber ihr wißt ja, wie das geht. Zwei, drei Monate rennen die Schönen in irgendeinen Schuppen, dann suchen sie sich ein anderes Ziel aus. Weshalb das so ist, weiß niemand. Das ist einfach ein Strom, der anfängt und dem sie alle nachlaufen.«
»Morgen abend also?« fragte ich.
»Richtig.«

»Wann?«

Jane hob die Schultern. »Ich würde sagen, daß wir ziemlich früh dort erscheinen. Da können wir uns am besten einen Überblick verschaffen. Oder sehe ich das falsch?«

»Nein, nein, das ist richtig.«

Jane streckte die Beine aus. Sie wirkte noch unheimlich aktiv. »Was ist denn mit euch? Habt ihr keine Spur gefunden?«

»Leider nicht.«

Sie lächelte. »Demnach habe ich die Kastanien mal wieder aus dem Feuer geholt.«

»Das können wir nicht bestreiten.«

»Wie schön für mich.« Sie fuhr durch ihr Haar. »Leider kann ich nicht mit Details dienen. Dieser Eddy de Soto ist für mich ein öliger Schmierfink. Der ist mir körperlich zuwider. Er wollte nur mit mir ins Bett, zur Sache hatte er kaum etwas beizutragen.«

»Aber du rechnest fest damit, daß wir Silva Mancini in der Disco finden werden?« fragte Suko.

»Ja.«

»Hoffentlich«, murmelte ich und dachte an die beiden toten Mafiosi. »Ich möchte auf keinen Fall, daß die Rasiermesser-Mörderin noch länger durch London irrt.«

»Und sie wird nicht ohne ihr Messer in der Disco erscheinen«, fügte Suko hinzu.

»Das glaube ich auch. Sheila hat in ihren Augen zwei Teufelsfratzen gesehen. Ich glaube daran, daß sie auch ihren unsichtbaren Beschützer mitbringt.«

»Wieso unsichtbar?« flüsterte Jane.

Ich winkte ab. »An alles andere möchte ich erst gar nicht denken…«

***

Wer die Disco NECRONOMICON besuchte, der konnte vor dem breiten Eingang das Rauschen der Themse hören, so nahe stand dieser Grusel-Palast am Fluß.

Ein jeder wußte auch, was ihn erwartete, allein anhand der Schrift zu erkennen, die aus grauen Leuchtstoffröhren bestanden und dafür sorgten, daß die Buchstaben mehr aussahen wie Schatten, wenn sie eine Reihe über dem Eingang bildeten.

Die Disco hätte eigentlich eine Kultstätte für Grufties sein müssen. Das stimmte nicht. Der oder die Besitzer hatten dafür gesorgt, daß nur ein bestimmtes Publikum kam und die Preise für die Getränke entsprechend hoch angesetzt.

So tummelten sich eben die »Beautiful People«, die Schönen und Jungen im Dämmerlicht der ehemaligen Halle, genossen ihre Drinks, hörten sich die dumpfe Musik an und tauchten hin und wieder ein in

den Nebel, der sich aus den ebenfalls künstlichen Gräbern erhob und sich in breiten Dampfwolken verteilte.

Er rollte lautlos über den Boden und verteilte sich auf der Tanzfläche sowie zwischen den schwarz angemalten Tischen und Stühlen. Was diese Disco von vielen anderen unterschied, war nicht die Größe, sondern die große Bühne an der Frontseite, die sich praktisch von einer Seite bis zur anderen ausbreitete, wobei an den Rändern nur Platz für die geländerlosen Treppen gelassen worden war.

Sogar einen Vorhang besaß die Bühne. Er konnte von gegenüber, wo der Discjockey in einer schwarzen Glaskanzel hoch über dem Boden schwebte, bedient werden.

Im NECRONOMICON herrschte eigentlich immer Betrieb. Besonders schlimm war es am Wochenende. Da machten selbst die arbeitswütigen Yuppies Pause, um sich auszutoben.

Die meisten Gäste hatten irgend etwas mit der Börse oder den Banken zu tun, wobei sich unter sie auch noch Künstler und Kreative mischten.

Jane hatte sich mit einem Taxi zum Ziel bringen lassen. Es war in dieser Gegend schlecht, einen Parkplatz zu bekommen und wenn, dann wurden die Fahrzeuge oft genug aufgebrochen. Auch die meisten Yuppies waren zu Fuß gekommen. Sie hatten es von ihren Wohnburgen nicht weit.

Für die Disco sich etwa zu stylen, hatte Jane nicht nötig. Sie trug ein schwarzes Kostüm mit einem kurzen Rock und einer etwas längeren Jacke. Unter ihr schimmerte ein violettes T-Shirt. Nur die Haare hatte sie etwas verändert. Dank Haarlack standen sie jetzt auf Sturm.

Sie hielt bereits beim Aussteigen die Augen offen. Ein Typ wie Eddy de Soto fiel sicherlich auf, aber vor dem Eingang trieb er sich nicht herum.

Im Sommer sah es bestimmt anders aus, jetzt war es den meisten Gästen zu kalt. Sie tauchten so schnell wie möglich in den grauen Tunnel hinter der Tür, um sich von Rauch, Wärme und dumpfer Grabmusik empfangen zu lassen. Durch den Sound gellten hin und wieder Schreie, als würde jemand umgebracht.

An der Kasse saß ein Girl in einer sexy aufgemachten Trauerkleidung. Die kleine trug einen Zylinder und als Oberteil ein schleierartiges, durchsichtiges Etwas, durch das ihre kleinen, spitzen Brüste schimmerten.

Jane zahlte ihren Obolus und durfte die Halle betreten. Automatisch verengten sich ihre Augen, als ein scharfer Lichtstrahl sie einfing. Rechts von ihr stand ein sehr großes Aquarium, in dem zwei Leichen schwammen.

Jedenfalls sahen die Körper aus wie Leichen. In Wirklichkeit waren es Puppen mit eklig starren Gesichtern und einigen Blutflecken an den

Körpern.
Die Detektivin fand es geschmacklos.
Es war natürlich nicht einfach, in diesem Wirrwarr eine bestimmte Person zu finden, auch wenn sie so außergewöhnlich aussah wie Eddy de Soto, aber so wie er wirkten fast alle Gäste, die sich in dem großen Raum tummelten.
Rechts lag die Bühne. Jane blieb stehen, schaute hin und merkte kaum, daß die Gäste an ihr vorbeiströmten. Ein dunkelroter Vorhang mit violetten Streifen verdeckte den meisten Teil. Vor der Bühne standen die Tische ebenso wie im Hintergrund, und Jane stellte fest, daß trotz der relativ frühen Zeit viele von ihnen besetzt waren.
In einer düster wirkenden Glaskanzel, die auf einem blanken Stahlträger stand, bewegte sich schattenhaft die Gestalt des Discjockeys, der hin und wieder mit dunkler Grabesstimme die neuen Gäste begrüßte und ihnen mit einer schaurigen Unterhaltung drohte, wobei er noch von Überraschungen sprach, die der Abend für alle bereithielt.
Auf die hätte Jane gern verzichtet, konnte sie aber nicht und machte sich auf die Suche nach Eddy de Soto.
Für sie war der Mann die Spur. An ihn wollte sie sich halten und ihn nicht aus den Augen lassen.
Eine wild aussehende Rothaarige hielt Jane am Arm fest. Sie drehte ihr Gesicht der Detektivin zu.
Dunkel lag die Schminke auf ihrer Haut und verdeckte sie mit ihren Schatten.
»Hi, willst du was?«
»Ja, du, ich suche Eddy.«
Die Schatten im Gesicht bewegten sich zusammen mit der Haut. »Sorry, welchen denn?«
»De Soto.«
»Ach den. Bist du ein Model?«
»So ähnlich. Habe einen Termin.«
»Hm.« Die Rothaarige stellte sich auf die Zehenspitzen. »Schau mal zum rechten Rand der Bühne hin. Da hat Eddy seinen Tisch. Wenn er anruft, wird er ihm freigehalten.«
»Okay, danke.«
Jane bahnte sich einen Weg durch die Menge. Die meisten standen noch, unterhielten sich, wobei sie hin und wieder in schallendes Gelächter ausbrachen.
Von John und Suko hatte die Detektivin nichts gesehen. Sie wußte auch nicht, ob sie schon eingetroffen waren, denn eine Uhrzeit hatten sie nicht ausgemacht. Man würde sich treffen. Daran glaubte Jane auch fest.
Zum Glück wurde nicht mehr soviel künstlicher Nebel erzeugt. Die

Sicht klarte immer mehr auf.
Jane gelang auch ein Blick auf die Tische vor der Bühne.
Und ganz rechts hockte er.
Mädchen tauchten hin und wieder vor dem rauchenden Eddy auf. Der aber scheuchte sie weg, als würde er sich vor ihnen ekeln.
Jane beobachtete ihn etwa eine Minute lang, bevor sie dessen Tisch direkt ansteuerte.
Eddy schaute kaum hoch. Er war damit beschäftigt, einen Wodka zu kippen, und Jane fiel sofort das breite Pflaster unter seinem Kinn auf, das einen Teil des Halses bedeckte.
»Hi, Eddy«, sagte sie.
»Scheiße!« zischte der Agent. »Hau ab, ich habe doch…«
Jane zog einen schwarzen Stuhl heran und setzte sich. Eddy wollte in die Höhe fahren, als er einen Blick in das Gesicht der Frau warf und Bescheid wußte.
»Ach, du bist es.«
»Genau, Eddy.«
»Was willst du?«
»Bei Ihnen bleiben.«
Er trug ein rotes Hemd und eine schwarze Seidenjacke. Um seinen Hals hatte er einen ebenfalls schwarzen Schal gebunden. Eddy schwitzte, und auf der braunen Haut lagen die Schweißtropfen wie Perlen. »Ich habe dich nicht eingeladen.«
»Das weiß ich.«
»Dann hau ab!«
»Nein, Mr. de Soto, ich bleibe. Und Sie müssen mich schon hier entfernen lassen, um mich loszuwerden.«
Er dachte nach. Vor ihm stand eine Flasche Wodka. Aus ihr füllte er sein Longdrinkglas zur Hälfte.
»Okay, ich habe dich nicht rufen lassen, ich habe auch keinen Job für dich. Verstehst du das?«
»Den will ich auch nicht.«
»Was denn?«
»Ich bin Detektivin, Eddy.«
De Soto hatte trinken wollen. Jetzt stellte er das Glas wieder auf den Tisch. »Was bist du? Eine Schnüfflerin?«
»So kann man es auch nennen.«
»Und wer hat dich geschickt?« Sein Blick wurde böse. »Wer hat dich auf mich angesetzt?«
»Keiner. Mir geht es einzig und allein um Silva. Und Sie, Eddy, sind eine Spur. So simpel ist das.«
»Soll ich dir das glauben?«
»Aber klar doch!«
Er lachte gegen die Trauermusik an. Auf der Tanzfläche bewegten

sich bereits einige Paare mit langsamen lasziven Bewegungen. Die jungen Pärchen schauten drein, als wären sie gerade bei einer Beerdigung. Wahrscheinlich gehörte das dazu. »Ich habe mir Silva nicht in die Tasche gesteckt und weiß auch nicht, wo sie ist.«

»Akzeptiert.«

»Dann hau ab!«

»Nein. Sie könnte ja noch kommen.« Jane lächelte eisig. »Und sie wird ihren Agenten sicherlich nicht vergessen haben. Ach, da fällt mir etwas ein. Haben Sie sich verletzt?«

»Wieso?«

»Das Pflaster an Ihrem Hals.«

»Geschnitten.«

Jane Collins behielt das Lächeln bei. »Doch nicht mit einem Rasiermesser - oder?«

Diesmal erschrak Eddy. Jane wußte, daß sie sich auf dem richtigen Weg befand. »Wie kommst- du darauf?«

»Ganz einfach, Mr. de Soto. Ich habe läuten gehört, daß unsere gemeinsame Bekannte neuerdings auf Rasiermesser steht. Sie liebt sie heiß und innig.«

Eddy sagte nichts. Die letzte Antwort hatte ihn überrascht. Er starrte Jane dumpf an. Seine Augen bewegten sich, die Hände ballten sich zu Fäusten, dann flüsterte er: »Du weißt verdammt viel, Süße.«

»Zu wenig.«

»Was weißt du wirklich?«

»Ich sagte es Ihnen doch. Ich weiß viel zu wenig und möchte liebend gern mehr erfahren.«

Eddy leckte über seine Lippen. Er trank, stellte das Glas hart ab und hob die Schultern. »Ich habe mich geschnitten!« erklärte er. »Das ist alles. Nicht mehr und nicht weniger. Wenn dir das nicht paßt, ist das deine Sache.«

Jane ließ nicht locker. »Sie wird sicherlich hier erscheinen, Eddy.«

»Weiß ich nicht.«

»Wir können wetten.«

»Fuck you…«

Nach dieser dreckigen Antwort erlosch das Licht plötzlich. Bisher hatten zahlreiche Lichtlanzen in den künstlichen Nebel hineingestrahlt. Sie fielen schlagartig aus, die Dunkelheit erfaßte die Disco wie mit gieriger Hand.

Jeder hatte es gesehen, vielleicht hatten sich die meisten auch erschreckt, denn jetzt waren die Gäste nur mehr als Schatten zu erkennen, aber man war diese Spielchen gewohnt, denn keiner bekam einen Schreianfall oder ähnliches.

Sogar zögernder Beifall klang auf, und eine Frauenstimme rief laut und deutlich. »Los, zeigt euch, ihr Geister und Toten! Zeigt uns, was

ihr für eine Überraschung habt.«

Es zeigte sich weder ein Geist noch ein Toter. Dafür hallte die Stimme des Discjockeys durch das Dunkel der Disco. Diesmal hatte sie ihren dumpfen Klang verloren.

»Liebe Freunde des Grauens. Wieder einmal heiße ich euch im Namen des Todes herzlich in unserer Disco willkommen und hoffe, daß ihr einen schaurigen Abend verleben werdet. Wir jedenfalls haben alles getan, damit dies auch wahr werden wird, und wir haben uns dazu einen Ehrengast eingeladen. Es ist eine Frau, aber eine besondere Person. Viele von euch werden sie kennen, für viele wird sie ein Vorbild sein, als Starmodel auf internationalen Illustrierten. Sie gehört zu uns - und nicht nur das. Sie ist gekommen, um uns eine Botschaft zu bringen. Ja, Freunde, eine Message, die aus der tiefsten Höhle stammt und vom Teufel persönlich geschrieben wurde. Bisher kennen die meisten von euch sie nur von Bildern, sehr bald schon werdet ihr sie live erleben…«

Er redete noch über Silva und spulte so etwas wie eine Biographie ab. Jane hörte nicht zu. Sie schaute sich lieber um, und so dunkel war es auch nicht, jetzt, wo sich die Augen an das tiefe Grau gewöhnt hatten. Sehr genau sah sie de Soto, der verkrampft auf seinem Platz hockte, hin und wieder scharf atmete und es tunlichst vermied, die Detektivin anzuschauen.

Auch die Gäste an den Nebentischen waren gespannt. Niemand hatte zur Bühne geschaut. Sie alle blickten gegen die Kabine, in der die Stimme des Sprechers aufhallte.

Jane glaubte nicht, daß außer de Soto und ihr selbst noch jemand eingeweiht war. Für alle anderen Gäste würde es tatsächlich eine böse Überraschung geben.

»So, Freunde, jetzt habe ich euch genug erzählt. Die nächste Botschaft wird von Silva Mancini selbst an euch gerichtet sein. Schaut auf die Bühne, Freunde.«

Alle drehten sich. Da machten Jane und de Soto ebenfalls keine Ausnahme.

»Jetzt passiert es, nicht?«

De Soto gab keine Antwort. Mit einem weißen Tuch wischte er über sein schweißfeuchtes Gesicht.

Noch bewegte sich der Vorhang nicht. Dann lief ein Zittern durch die in der Mitte versammelten Falten, und einen Augenblick später entstand der erste Spalt, der sich immer mehr erweiterte, so daß eine große Lücke freigelegt werden konnte.

Es sprach niemand, die Spannung stieg, der Vorhang öffnete sich mit einem singenden Geräusch - aber die Bühne blieb dunkel. Nur wer sehr nahe an ihr saß, konnte erkennen, daß sich dort ein Gegenstand aufhielt. Was es war, wußte niemand genau.

Der Vorhang hatte sich geteilt und stand still. Nichts mehr bewegte sich.

Es wurde noch stiller.

Man hätte das Fallen der berühmten Stecknadel hören können. Dann geschah etwas auf der Bühne.

Es war mit keinerlei Geräuschen verbunden. Ein geheimnisvolles, grünviolett schimmerndes Licht erschien aus dem Nichts und zerrte die Person aus der Finsternis, von der gesprochen worden war.

Silva Mancini!

Sie saß in dem Sessel, der von ihr als Höllenthron bezeichnet worden war. Die Beine angezogen, in einer sehr bequemen Haltung, das Leder durch ihr Gewicht eingedrückt.

Ein ungefährliches Bild.

Bis auf zwei Kleinigkeiten.

Einmal leuchteten in ihren Augen die beiden Teufelsfratzen, und zum anderen umklammerte sie mit der rechten Hand den Griff des Rasiermessers…

***

Vor uns befand sich eine schmale Eisentür, gegen die Suko und ich gemeinsam klopften, denn sie mußte geöffnet werden, weil wir sonst nicht weiterkamen.

Wahrscheinlich später als Jane hatten wir die Disco betreten. Jedenfalls hatten wir die Detektivin nicht gesehen, aber die Stimme des Discjockeys gehört, und der hatte uns eine gewisse Aufklärung gegeben. Wir wollten auf die Bühne.

Nur nicht von vorn, keiner sollte uns sehen. Wir waren scharf darauf, Silva zu überraschen, deshalb hatten wir uns den Weg gesucht, der zur Rückseite der Bühne führen müßte. Nach kurzen Irrläufen hatten wir es geschafft.

Leider war die Tür verschlossen, und wir standen in einem engen Gang, in dem es nach Kalk und Steinen roch und wo man sich die trübe Beleuchtung eigentlich hätte sparen können, denn sie konnte die Tristheit der Umgebung auch nicht auflockern.

Ich hob die Schultern. »Zurück oder…?«

»Wir versuchen es noch mal.« Suko wollte nicht aufgeben und hämmerte wie ein Wilder gegen die Tür. Das Echo der Schläge dröhnte in unseren Ohren, aber es hatte auch eine Person erreicht, die sich an der anderen Seite aufhielt.

Eine wütende Stimme schrie einen Fluch. Suko grinste und trat vor der Tür zurück.

Zum Glück, denn sie wurde heftig nach außen aufgestoßen. Wir schauten in das ärgerlich verzogene Gesicht eines Wachmannes, der wahrscheinlich auch die Funktionen eines Feuerwehrmannes

übernommen hatte und der uns jetzt ansah, als kämen wir vom Mars, und dann jedoch mit den Namen anredete.

»Sie kennen uns?«

»Ja, ich war mal bei der Metropoliten Police. Bin früher in den Ruhestand versetzt worden.«

»Wunderbar«, sagte ich…

»Aber was wollen Sie hier?«

»Hinter die Bühne und von dort aus auf die Bretter, die ja angeblich die Welt bedeuten.«

»Ich weiß nicht…«, er zögerte, gab den Weg nicht frei, »ob ich dazu berechtigt bin.«

»Bei uns?«

»Na ja, man hat mich angewiesen, daß ich keinen hineinlassen soll. Ich bin…«

»Kommen Sie, Mann.« Ich schob ihn zur Seite. »Keine langen Diskussionen. Und noch etwas. Gehen Sie von hier weg, und zu niemandem ein Wort. Haben Sie verstanden?«

»Ja, natürlich.«

»Wie kommen wir auf die Bühne?« fragte Suko, der den Mann bereits passiert hatte.

»Gehen Sie nach links. Da finden Sie dann den eisernen Vorhang. Er grenzt die Bühne zur Rückseite hin ab. Aber sie können ihn an der rechten Seite passieren.«

»Danke.«

Der Mann wollte noch etwas fragen, traute sich aber nicht. Wir ließen ihn stehen und bewegten uns so leise wie möglich auf das Ziel zu, natürlich hoffend, rechtzeitig genug zu erscheinen…

***

Kein einziger Lichtstrahl zerschnitt die Finsternis. Die Person auf der Bühne blieb allein von dem geisterhaften Licht umhüllt und regte sich nicht vom Fleck. Sie hockte in ihrem Sessel, als wäre sie mit ihm verwachsen, nur die rechte Hand bewegte sie hin und her, wie das Pendel eines Metronoms.

Auch die verwöhnten Gäste der Disco waren durch diese Performance überrascht worden. In den ersten Sekunden traute sich niemand, ein Wort zu sagen, dann erklangen die flüsternden Stimmen.

Jane hatte Mühe, aus diesem Gewusel etwas herauszuhören.

»Sie ist es. Ja, das ist sie.«

»Was hält sie denn in der Hand?«

»Sieht aus wie ein Messer.«

»Auch die Augen funkeln so seltsam.«

Da hatte der Sprecher nicht unrecht gehabt. In der Tat leuchteten die Pupillen, als wären zwei dunkle Diamanten in sie hineingedrückt

worden.

Ein schauriges Bild, aber noch schauriger klang die Stimme der Frau, als sie anfing zu sprechen. Sie hörte sich an wie ein rauhes Röhren, das aus den dunkelsten Tiefen einer fremden Welt stammte.

»Hallo, meine Freunde. Ich bin gekommen und freue mich, daß ihr so zahlreich seid. Ihr wißt, wer ich bin, und diesmal habe ich euch einen besonderen Gruß mitgebracht. Einen Gruß, der nicht von dieser Welt stammt, sondern aus der Hölle. Ja, ihr habt richtig gehört, der Teufel persönlich hat mich zu euch geschickt, denn er weiß, daß ihr zu denen gehört, die das Außergewöhnliche lieben. Und der Satan ist außergewöhnlich, da wird mir keiner widersprechen.«

Es hob auch kein Gast seine Stimme an. Nur Jane hörte de Soto ächzend atmen.

Sie sprach weiter. »Um euch zu beweisen, daß ich nicht nur so dahinrede, werdet ihr jetzt erleben, wie ich mir jemand von euch auf die Bühne hole und ihn direkt mit meinem Herrn und Meister, dem Teufel, konfrontiere. Er wird als erster das Vergnügen haben, dem Satan in die Augen schauen zu können, und er wird sich auch als erster dafür entscheiden, ihm dienstbar zu sein Wer meldet sich freiwillig?«

Kein Finger zuckte hoch.

Silva Mancini lachte. »Seid ihr so feige, Freunde? Wollt ihr nicht dem Teufel gegenüberstehen und etwas von seiner höllischen Welt abbekommen? Keine Sorge, er greift euch nicht an, er will euch nur aufnehmen in seinen Kreis.«

Sie hatte abermals Pech, daß sich keiner meldete. Einige wären sicherlich gern gegangen, doch da war etwas, das sie festhielt und wie an den Boden nagelte.

»Also nicht«, stellte Silva fest. »Dann muß ich mich mit euch beschäftigen. Ich hole mir einen aus eurer Mitte. Ihr könnt zuschauen, ihr werdet begeistert sein.« Sie senkte ihren Kopf ein wenig, um genau vor die Bühne schauen zu können.

Dort saßen Eddy de Soto und Jane Collins!

Jane hörte ihn stöhnen. Eddy war nicht dumm, selbstverständlich wußte er Bescheid, daß es nur um ihn gehen konnte. Er schabte mit den Füßen über den blanken Boden, er zwinkerte, er schaute zu Jane - und saß steif, als Silva die nächsten Worte sprach.

»Eddy de Soto! Ich will dich! Ich habe dich ausgesucht! Du wirst den Anfang machen!«

Bei jedem Wort duckte sich Eddy tiefer. Er empfand sie wie harte Nackenschläge, aber er war nicht bereit, der Aufforderung Folge zu leisten und schaute Jane Collins an. »Helfen Sie mir!« bat er.

»Gehen Sie!«

»Nein, ich…«

»Eddy!« Scharf und hell wie der Klang einer Peitsche hörte sich Silvas Stimme an, als sie den Namen des Mannes rief. »Du wirst doch nicht kneifen, Eddy? Oder soll ich dich holen? Denk an den letzten Abend, da hast du anders reagiert!«

Über das Gesicht des Mannes liefen Ströme von Schweiß. Sein Blick bestand nur aus einem einzigen Flehen, doch Jane Collins blieb hart. Sie half ihm nicht.

»Warum tun Sie nichts?«

»Eddy!« klang es von der Bühne. »Ich warte nicht länger. Komm her zu mir. Und zwar sofort!«

Zahlreiche Augenpaare waren einzig und allein auf den Tisch gerichtet, an dem Eddy und Jane waren. Man kannte den Agenten, und viele Gäste waren darüber froh, daß es ihn und nicht sie erwischt hatte. Sehr beliebt war Eddy nicht.

»Was soll ich denn tun?« zischte er Jane zu.

»Aufstehen und zur Bühne gehen.«

»Und dann?«

»Werden wir sehen.«

»Helfen Sie mir nicht?«

»Gehen Sie jetzt, sonst kommt es zu einer Katastrophe, verdammt noch mal!«

Eddy nickte, stützte sich mit einer Hand auf der Tischplatte ab und stemmte sich in die Höhe. Auf einmal war es wieder still geworden. Eine bedrückende Stille, die der Tod selbst ausgebreitet zu haben schien.

De Soto ging wie ein alter, kranker Mann. Nach vorn gebeugt, als hätte er Furcht davor, die Frau auf der Bühne jetzt schon ansehen zu müssen.

Silva regte sich auf ihrem Höllenthron nicht. Sie schaute unbeweglich zu, wie sich die schattenhafte Gestalt immer mehr der Bühne näherte.

Auch Jane regte sich nicht. Nur verfolgte sie andere Pläne als Silva. Sie wollte nur noch einige Sekunden warten, bis der richtige Zeitpunkt gekommen war.

Der Mann hatte sich für den linken Weg entschieden. An der Seite wollte er auch die Bühne betreten, mußte jetzt die Stufen vor sich sehen und bekam sein rechtes Bein nicht mehr hoch genug, um den Fuß korrekt auf die Trittfläche setzen zu können.

Beinahe sah es aus, als würde er zusammenbrechen. Er stützte sich mit der Hand ab, und nicht nur Jane Collins hörte sein schweres und ängstlich klingendes Seufzen.

Sie dachte an ihre beiden Freunde. Bisher hatte sie nichts von ihnen gesehen und konnte nur hoffen, daß sie sich nicht verspätet hatten und alles verpaßten.

Mehr als mühsam kroch der Agent weiter. Sechs Stufen hatte er zu

überwinden. Die Strecke würde ihm wie eine kleine Ewigkeit vorkommen, das wußte auch Jane.

Natürlich würde sie den Mann nicht im Stich lassen, sie hatte nur einen günstigen Zeitpunkt abgewartet, denn niemand achtete mehr auf sie. Die Blicke der Gäste galten einzig und allein der Bühne.

Jane stand auf.

Schnell und sicher. Niemand drehte ihr den Kopf zu. Alle sahen auf de Soto, der soeben den Bühnenboden erreicht hatte, sich aufrichtete, als wollte er sich selbst Mut machen. Er sah, wie ihm Silva entgegenwinkte.

Er ging…

Und auch Jane schritt voran. Ebenfalls geduckt, sie wollte sich als Schattengestalt nicht zu scharf abheben.

»Schneller, Eddy, schneller!« Silva flüsterte es ihm zu. Sie winkte mit der freien Hand, und Eddy blieb nichts anderes übrig, als zu nicken und seine Beine rascher zu bewegen.

»Zu mir, zu mir an den Thron!«

Eddy stolperte darauf zu. Sie dirigierte ihn weiter, so daß er schließlich mit gesenktem Kopf vor ihr stand, wie ein Bettler. Seine Beine waren umhüllt von einem grünlichen Nebel, der sich in dicken, wolkenartigen Schwaden verteilte.

»Und jetzt knie nieder, Eddy! Erweise dem Teufel und mir deine Referenz!«

»Was soll ich?«

»Auf die Knie mit dir!« Silva bewegte ihre rechte Hand. Die Messerklinge geriet sehr nahe an die Stirn des Mannes.

Er rang die Hände. »Aber das kannst du nicht machen, Silva. Das ist doch nicht dein Ernst!«

»Kein Spaß, los!«

De Soto schluckte. Er wußte nicht mehr, wie er reagieren sollte. Er stand zitternd da, sackte in sich zusammen und nahm auch den scharfen Schwefeldampfgeruch auf, der den Höllenthron umwehte.

Für ihn war es eine furchtbare Qual, aber für Silva die reine Freude. Sie und zahlreiche Gaffer bekamen ein einmaliges Schauspiel geboten, denn das hatte es selbst in dieser Disco noch nicht gegeben.

Der Bühnenboden war hart. Böse Schmerzen durchzuckten die Kniescheiben des Mannes, als er den Kontakt bekam. Es sah so aus, als würde er nach vorn fallen, aber er konnte sich soeben noch in der Waagerechten halten.

De Soto schaute hoch. Wie ein Engel des Bösen hockte Silva auf ihrem Höllenthron.

Und sie war schnell.

Ihre Rechte hielt das Messer. Die Linke zerrte den Mann zu sich heran, gleichzeitig drehte sie ihn mit einer Leichtigkeit herum, die

schon erschreckend war.
Er wandte ihr jetzt den Rücken zu. Nichts anderes hatte sie gewollt. Nur so konnte sie die Klinge des Rasiermessers an seine Kehle legen. Mit lauter Stimme schrie sie in das Publikum hinein.
»Und jetzt bringe ich dich um, Eddy!«
»Das glaube ich kaum!« Sofort erfolgte der Kommentar. Jane Collins hatte ihn gegeben. Von Silva unbemerkt war es ihr gelungen, die Bühne zu betreten.
Und Jane hielt eine Waffe in der Hand, deren Mündung schräg von der Seite her auf den Kopf des Models wies.
Urplötzlich standen die Chancen pari…

***

Was auf der Bühne der Disco verhältnismäßig harmlos begonnen hatte, war zu einem regelrechten Drama geworden. Äußerlich hatte sich einiges verändert, aber auch die Stimmung war gekippt.
Besonders die der Gäste, denn jeder, der zur Bühne schaute, spürte den unsichtbaren Gast, der sich zwischen sie alle gestellt hatte - die Angst!
Jane Collins blieb kalt und gelassen. Nicht zum erstenmal erlebte sie eine Situation, die auf der Kippe stand. Und sie wollte sich wieder einmal bewähren, zu lange schon hatte sie in der letzten Zeit im Abseits stehen müssen.
Auch Silva hatte die Worte der Detektivin gehört, und sie hob jetzt den Kopf, ohne jedoch ihre übrige Haltung zu verändern oder das Messer vom Hals zu nehmen.
Beide schauten sich an.
Jane erkannte das Funkeln in den Augen der Person auf dem Höllenthron. Die Farben Rot, Schwarz und Violett vermischten sich darin und zeichneten gleichzeitig ein Dreieck nach, eben das widerliche Antlitz des Teufels.
Sie brauchten nichts zu sagen. Jede von ihnen wußte, daß sie Todfeindinnen waren.
Sekunden vergingen, und es war Silva, die ihre Lippen zu einem knappen Eislächeln verzog. »Was willst du denn mit dieser Waffe? Willst du mich erschießen? Willst du dich gegen den Teufel stellen? Gegen die Hölle? Willst du das?«
»Es wäre nicht das erste Mal, daß ich so etwas tue. Im Gegensatz zu vielen anderen Menschen habe ich weder Furcht vor der Hölle noch vor ihrem Herrscher. Wir kennen uns einfach zu gut. Ich habe mal auf seiner Seite gestanden, aber das ist Lichtjahre her.«
Sie lachte scharf. »Kann ich nicht glauben.«
»Frage deinen Herrn und Meister.«
Silva überlegte. »Wer bist du?«

»Jane Collins.«
Das Model dachte über den Namen nach, schüttelte den Kopf. »Nein, ich habe ihn noch nie gehört.«
Gleichzeitig bewegten sich die beiden krummen Hörner auf der Rückenlehne. Mit den Spitzen wanderten sie aufeinander zu, berührten sich und hatten schließlich einen Kreis gebildet.
Und darin erschien etwas. Eine tiefblaue Farbe, die aussah wie Glas, nahm den Zwischenraum ein.
Jane ahnte, was kommen würde, aber sie bewegte sich nicht.
Das Gesicht des Teufels schälte sich aus der Farbe hervor. Die widerliche Fratze mit den Glutaugen, aus denen der Haß gegen alles Menschliche strahlte.
Asmodis war da!
Und er redete jetzt. »Ja, sie hat recht, Silva. Sie hat leider recht. Jane Collins gehörte mal zu mir, aber das ist vorbei. Sie steht wieder auf der anderen Seite.«
»Dann können wir sie töten?«
»Kill sie mit!«
»Warum du nicht, Asmodis?« rief Jane. »Warum stellst du dich nicht? Zeig dich doch. Komm hier auf die Bühne und beweise den anderen deine Existenz. Wenn sie dir gehorchen soll, müssen sie auch wissen, daß es dich tatsächlich gibt.«
»Sie sehen mich, Jane!«
»Das reicht nicht.«
»Verdammt!« keuchte Eddy de Soto. »Tut doch etwas. Ich will hier nicht krepieren. Ich will hier nicht…« Er kam nicht mehr weiter. Ein Röcheln drang aus seiner Kehle. Noch einmal zuckte er zusammen, dann sackte er nach vorn, fiel hin und blieb liegen.
Kreischend lachte Silva auf und hielt das Messer hoch. Seine Klinge zeigte einen dunklen Streifen.
»Jetzt hole ich dich, Jane Collins!« Sie sprang von ihrem Höllenthron hoch und fuhr herum.
Zwischen den beiden Hörnern lachte der Teufel. Die Zuschauer waren entsetzt, und Jane Collins blieb keine andere Möglichkeit, als den Finger zu krümmen.
Sie schoß!

***

Silva Mancini befand sich mitten in der Bewegung, als die Kugel sie erwischte.
Geweihtes Silber bohrte sich in ihren Körper und hätte sie in Sekundenschnelle vernichten müssen.
Dazu kam es nicht, denn ihre Augen strahlten plötzlich auf, und Jane Collins, die zusah, wußte genau, daß der Teufel mehr Macht über

Silva besaß, als sie bisher angenommen hatte.

Er machte sie unbesiegbar für eine geweihte Silberkugel. Er hatte ihr einen Teil von sich selbst mitgegeben.

Die Funken sprühten aus den Augen und jagten in die Höhe. Silva hatte die Arme hochgerissen, das Rasiermesser hielt sie fest, der Körper war zurückgedrückt. Eigentlich hätte sie fallen müssen, aber sie kippte nicht, sondern hielt sich noch für die Dauer einiger Sekunden in dieser Haltung.

Noch einmal schießen?

Jane überlegte.

Zu lange, denn Silva, das Model, verwandelte sich in einen Irrwisch. So schnell war sie, daß Jane zu einem zweiten Schuß nicht mehr kam. Etwas unheimlich Hartes prellte gegen ihr rechtes Handgelenk. Reflexartig öffnete sie die Faust und hatte eine Sekunde später die Astra-Pistole verloren.

Sie schrammte über den Bühnenboden, bekam von Silva noch einen Tritt, während sie sich gleichzeitig auf Jane Collins stürzte und mit dem Messer zuhackte wie mit einem Beil.

Das Schauspiel hatte sich zu einem tödlichen Drama entwickelt. Silva war nicht aufzuhalten, und die Zuschauer beobachteten fasziniert oder erschreckt das tödliche Duell zwischen den beiden Frauen.

Jane wehrte den ersten Schlag ab. Silvas Unterarm federte gegen ihre Handkante, aber das Model verlor im Gegensatz zu Jane seine Waffe nicht. Silva drehte sich, um einen neuen Angriff zu starten.

Jane ärgerte sich über ihre Kleidung. Der Rock war einfach zu eng, um sich richtig bewegen und die Attacken abwehren zu können.

Silva tobte. »Dich mach' ich fertig, dich schneide ich in Stücke.« Sie war nicht zu halten und hackte mit ihrer verdammten Waffe auf Jane Collins ein.

Den gegen das Gesicht gezielten Schlägen konnte sie entwischen, aber am Arm und an der Hüfte erwischte es sie. Da zerschnitt die Klinge den Stoff wie Papier. Aus den Lücken quoll das dunkle Blut, wobei das Gesicht des Satans die Szene mit einem häßlichen Lachen begleitete.

Ein Abwehrschlag erwischte Silvas Gesicht, der zweite rutschte über ihren Kopf hinweg, wühlte noch die Haare auf. Jane Collins drehte sich, um erneut auszuholen und dachte nicht mehr daran, daß sie auf dem Bretterboden einer Bühne stand.

Der konnte auch glatt sein.

Und Jane rutschte weg. So überraschend für sie, daß sich ein Schrei aus ihrem Mund löste, sie den rechten Arm hochwarf, den linken in die entgegengesetzte Richtung hielt, um ihren unausweichlichen Fall abstützen zu können.

Sie schaffte es, doch sie schaffte es nicht mehr, sich aus dem

Gefahrenbereich zu drehen, denn schnell wie eine giftige Natter war Silva über ihr.

Sie brüllte dabei, und es hörte sich an, als hätte sie schon vorher gewonnen.

Jane sah den Körper auf sich zufliegen, bekam die Beine zur Abwehr hoch, leider nicht weit genug, denn das Gewicht der Teufelsdienerin drückte sie wieder zurück.

Noch hatte sie das Messer.

Jane sah es über sich blitzen wie einen bösen Stern. Sie hatte die Hände noch hochreißen können, aber wie ein Pfeil aus heißer Glut ratschte die Klinge über ihren Handrücken hinweg und schabte Haut ab wie Kartoffeln auf der Reibe.

»Der erste Schlag!« keuchte Silva. »Der erste, und jetzt folgt der zweite!«

Sie holte aus - und…

Ihr Schrei war grauenhaft, als beide Arme verdreht wurden und man sie in die Höhe zerrte…

***

Zugegriffen hatten wir!

Suko links, ich rechts. Wir hielten sie im Polizeigriff, und sie tobte wie eine Wahnsinnige, um sich aus den harten Griffen befreien zu können.

Wir zerrten sie zurück. Das verdammte Rasiermesser ließ sie nicht fallen, aber Silva konnte damit kein Unheil mehr anrichten.

Jane stand auf. Sie hielt sich ihren rechten Handrücken, wo sie das Blut stoppen wollte. Ich bekam noch mit, wie sie auf den reglosen Körper des Agenten zuschritt, dann hatten wir die Tobende in die Nähe ihres Höllenthrons geschoben.

Unseren Plan hatten wir längst festgelegt. Nichts konnte uns mehr davon abhalten, ihn durchzuführen.

Mit der freien Hand griff ich in die Tasche und holte mein Kreuz hervor. Suko bekam die Bewegung mit. Er nickte mir zu.

Genau das Zeichen!

Ich schleuderte mein Kreuz weg.

Zielsicher landete es auf der Sitzfläche des Höllenthrons, und gleichzeitig bekam Silva von uns einen derartig heftigen Stoß, daß sie auf den Thron zuflog.

Sie fiel hinein!

Das Kreuz reagierte. Silva war in das Polster gedrückt worden und kam nicht mehr weg.

Mit ihr zusammen detonierte der Thron in einer Wolke aus Feuer und grellem Licht.

Suko und ich sprangen- bis fast an den Rand der Bühne zurück.

Hinter uns hatten die Gäste die Disco in eine Hölle aus Schreien und schrillen Lauten verwandelt.

Sie störten uns nicht. Wir wollten sehen, was mit Silva und dem Höllenthron noch geschah.

Er und sie verschwanden vor unseren Augen, als wären sie pulverisiert worden. Das Licht und das reinigende Feuer zerstörten das Böse und sorgten für eine erneute Niederlage des Höllenfürsten.

Ein Gegenstand aber blieb zurück. Es war mein Kreuz, das wie ein Souvenir auf dem Bühnenboden lag.

Ich ging hin, hob es auf und steckte es ein…

***

Jane Collins stand da, hielt noch immer ihre Hand und hob die Schultern. Daß sie auch an zwei anderen Stellen blutete, bekam sie nicht mit. »Es gibt keine Rettung mehr für Eddy. Silva hat ihre verdammte Rache doch vollenden können.«

»Ja«, flüsterte ich, »leider.« Dann sah ich mir Janes Hand an. Der Rücken war blutverschmiert.

Ich gab ihr ein sauberes Taschentuch, auch Suko trennte sich von seinem.

Jane lächelte uns zu, als wir sie verbanden. »Eines hätte ich nicht gedacht.«

»Was denn?«

»Daß diese Silva so stark sein würde. Die war einfach nicht zu bändigen. Ich werde mich in Zukunft wohl mehr auf meine Gegner einstellen müssen, auch dann, wenn sie nicht so aussehen wie Dämonen oder Monster.«

Dem war nichts hinzuzufügen…

ENDE